Stanford University Libraries
36105048238856

Geschichtenbuch

833.8 .Z97GE C.1
Geschichtenbuch, von A
Stanford University Libraries
3 6105 048 238 856

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

L. & A. BRECHER
BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT
BRÜNN

Digitized by Google

Geſchichtenbuch

Geſchichtenbuch

von

Arnold Zweig

Sechſtes bis achtes Tauſend

Albert Langen, München
1920

833.8
Z97ge

Copyright 1916
by Albert Langen, Munich

652309

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Abreise	7
Jerusalem errettet	29
Revanchen	45
Die Flucht der von Spandows	61
Cinéma	93
Der Gehilfe	111
Allah	129
Tangente	143
Die Näherin	179
Sterben des Cinq-Mars	189
Quartettsatz	201
Der Bürgermeister	213

Digitized by Google

Abreiſe

Kurze Zeit nur, kaum fünf Minuten nachdem der junge von Muhr die Überreſte ſeines gewohnten Mittagsmahles, beſtehend aus einem halben erdbraunen Soldatenbrot, etwas Butter, zwei kleinen runden Käſen und drei Tomaten ſowie etlichen noch nicht ganz reifen Birnen, in eine Schublade verſchloſſen hatte, brachte der Briefträger, rotgeſichtig ſtrotzend und mit blondem Schnauzbart, einen Brief und ein umfangreiches, „eingeſchrieben" geſandtes Paket; und der Empfänger erblich vor Scham, weil der wohlgenährte Beamte jene fünf Minuten eher hätte eintreten können; ſo aber vermochte er, etwas blaß, jedoch in vollkommener Haltung, die ſeinem gutgeſchnittenen Anzug aus grauem Stoffe entſprach, den Empfang zu beſcheinigen und dem Überbringer ein Trinkgeld auf den Tiſch zu legen, das die Koſten der eben genoſſenen Mahlzeit um zehn Pfennig überſtieg; der Name „Hubert von Muhr" ſtand in großen harten Lettern, ohne jedes Zittern der ſchreibenden Hand hingeſetzt, in dem amtlichen Buche, das der Bote zuſammen mit ſeinem Lohn dankend einſteckte. Muhr ſah zu wie Welt und Hoffnung zu Gallert erweichten und verfielen, drehte mit toter und ſanfter Ruhe, die eine völlig erledigte Angelegenheit zu begleiten pflegt, die Zigarette und las aus Gründen des Anſtandes den Brief, mit dem der Verleger — der dritte,

dem er es geſandt — das Manuſkript des Romans „Jeſaias" zurückgab, eines wilden, ja grauſamen Buches, deſſen bibliſche Menſchen ein grelles, unheiliges Licht beſchien. Und der Verfaſſer konnte nicht umhin zuzugeben, daß der große Verleger berechtigt war zu ſchreiben, dieſes talentvolle Werk paſſe nicht in ſeinen Verlag; denn es war ſchon vorher ſeine Überzeugung geweſen, daß die meiſten Autoren, die jener druckte, etliche Dichter ausgenommen, die er berühmt an ſich zog, zwar hoffnungsvolle, aber völlig überflüſſige Herren von zweifelhaftem Talent darſtellten, deren Umgang von Muhr ſtets gemieden hatte. Leider ſtand nunmehr feſt, daß er überhaupt keinen Verlag wußte, in den dieſes Werk mit ſeinen Vorzügen und Mängeln gepaßt hätte . . . Er bereitete ſich unverzüglich den gewohnten Tee und vertiefte ſich alsdann, auf dem Sofa liegend und eine Zigarette an der anderen entzündend, in das Studium einer Fuge des Wohltemperierten Klaviers, die er leſend aufnehmen mußte, da er ſeit acht Monaten kein Inſtrument mehr hatte mieten können. Dies ging in Berlin vor ſich, in einem Hofzimmer nahe am Tiergarten, vier Treppen hoch, gegen drei Uhr, an einem reinen und heißen Tage im Juni; der Himmel ſtand in den Rechtecken der Fenſterkreuze wie eingeſpannter hellblauer Sammet.

Gegen halb fünf erhob er ſich und wechſelte Kragen und Schlips. Bald darauf ſcholl von unten her, aus dem Hofe, in den man wie in einen hohlen ſteinernen Turm hinabſah, ein helles kurzes Schreiten und das jauchzende Bellen eines Hundes von guter Raſſe, ſpäter öffnete ſich die Tür, und ein hochbeiniger eiſengrauer Schäferhund

ſtürzte herein, um ſogleich an von Muhr emporzuſpringen — die ſpitze Schnauze ſtieß kalt an ſeine Stirn — und in ſeiner wilden und rührenden Art, durch Sprünge, Jauchzen und den peitſchenden Schweif ſeine Freude über das Wiederſehen kundzutun; der junge Mann aber hob ihn an den beiden Vorderfüßen vom Boden auf, ſo daß er aufgerichtet ſtand, und blies ihm ſeinen Atem auf die Naſe und in das weißbezahnte Maul. „Alter Adam," ſagte er, „nun, alter Adam?" und indem er mit der Linken liebkoſend den biegſamen Rücken ſtreichelte, reichte er die Rechte einer jungen Dame in hellgrünem Straßenkleid und reichem braunem Haar, die während dieſes Willkommens lächelnd ihren Hut abgenommen und auf das Bett gelegt hatte, einen weiten, gelblichen Strohhut mit grünen Blumen. Dann ſchob er den Hund beiſeite, legte ihr den nun freien Arm um den Leib und küßte ſie. Indes ſei ſchnell bemerkt, daß Adam ſein Eigentum war, ihm zugleich mit einer Monatsrente von dreißig Mark als Verpflegungsgeld von einem nun verſtorbenen Onkel vermacht, und daß er dieſes Eigentum, als es ihm vor einem Jahre ziemlich ſchlecht zu gehen begann, einem faſt genialen Einfall folgend an ſeine Freundin verkaufte; ſo daß die wohlhabenden Eltern der jungen Dame, die den Schriftſteller innig haßten, ahnungslos außer der Kaufſumme von einhundert Mark ſowohl Steuer als auch Futter des Hundes bezahlten, während dieſer keinen anderen Herrn über ſich erkannte als den jungen Mann und das Fräulein, welches ihn, wie er wußte, ſozuſagen zu Lehen trug.

Als die junge Dame das Paket auf dem Tiſche liegen

ſah, erblaßte ſie langſam in einem immer tiefer eindringenden Schrecken. Nach einer Pauſe, während der man den Hund am Fenſter ſchnüffeln hörte, fragte ſie: „Was nun?" Dieſe zwei Worte, mit zitternder Stimme geſprochen, erhielten einen völlig ratloſen und verzweifelten Ausdruck von den Augen her, die durchſichtig und angſtvoll vom Geſichte des jungen Mannes eine Antwort zu leſen verſuchten, noch ehe ſie geſagt war. Er begegnete ihrem Blick mit trübem Lächeln, ſetzte ſich auf das türkiſch bunte Sofa, zog ſie neben ſich und an ſich, und antwortete endlich, anſcheinend ohne ihrer Frage zu genügen: „Soll ich geſtehen, daß ich . . gehofft hatte? Du auch? Er war berechtigt, das Ding da abzulehnen; aber es iſt gemein, daß er dazu elf Monate brauchte. Die Geringſchätzung der Literatur, die er damit ausdrückt, iſt bemerkenswert." — „Er iſt ein Flegel! aber was nun?" Auf dieſe erneute und dringliche Frage hin verzerrte er den Mund zu einer Grimaſſe des äußerſten Ekels und entgegnete, indem er mit der Linken wagrecht die Luft durchſchnitt: „Ich habe genug; bis hier hin," und er deutete auf den Mund; „ich mache nicht mehr mit. Ich gedenke abzureiſen." Sie ſchlang leidenſchaftlich den Arm um ſeinen Hals und rief: „Ich komme mit, ich bleibe nicht hier," und in ihrer Stimme kündigten ſich die Tränen an, die alsbald ihre Augen füllten. Er küßte ihren Scheitel, feſtigte ſeinen Ton und begann: „Wer verlangt das? Aber prüfen wir ruhig, und entſcheiden wir bündig. Ich frage, du antworteſt." Sie trocknete das Geſicht: „Frage." Er ſah ihr hart in die Augen und fing an: „Kannſt du dieſen ſchmutzigen Zuſtand noch länger ertragen, daheim Haustochter

hier meine Geliebte?" „Nein," ſagte ſie. „Werden deine Eltern aufhören, meinen Namen nur mit Schimpfworten zugleich zu nennen?" — „Nein," ſagte ſie. „Und was geſchähe, wenn man die Wahrheit über uns beide erführe?" — „Sie würden mich ſchlagen," ſagte ſie. „Obwohl du zwanzig Jahre alt biſt?" Sie nickte. „Und was geſchähe, wenn ich um dich anhielte?" „Er würde dich hinauswerfen," ſagte ſie, „und mich mit ſeinem Sozius verheiraten." Er nickte. „So wollen wir uns trennen?" — „Nein," ſagte ſie ſchaudernd. „Und kannſt du das Leben teilen, das ich führe, dieſes Proletarierleben?" — „Nein," ſagte ſie. „Bleibt uns etwas anderes als dies beides, weiter warten oder . . abzureiſen?" — „Nein," ſagte ſie. „Wollen wir aufs Ausſichtsloſe warten?" — „Nein." — „Und alſo müſſen wir abreiſen?" — Sie ſchwieg einen Augenblick, hob den Kopf und legte beide Arme auf ſeine Schultern. So ſahen ſie ſich eine Sekunde in die Augen, unerbittlich und troſtlos. — „Ja," ſagte ſie. Der Hund Adam ſaß, auf die Vorderfüße geſtützt, vor ihnen und beſah ſie, geſpitzten Ohres, freudig mit ſeinen gelben Augen. „Nehmen wir ihn mit?" Sie nickte.

•

Innerhalb zweier Tage verkaufte er ſeine Leuchter, ſeine Taſſen und die beiden Bilder von der Wand hinter dem Tiſch, den er als Schreibtiſch benutzte, und die er beim Arbeiten gern in ſeinem Rücken wußte; er übergab ſeine Bücher einem Antiquar für den fünften Teil ihres Wertes und die überflüſſigen Kleider einem Trödler für den zehnten. Alles in allem beſaß er darauf einhundert-

acht Mark. Dann benutzte er einen ganzen Tag, um die Stöße beſchriebenen Papiers, die den Niederſchlag ſeines Lebens darſtellten, in zwei Teile zu ſondern, von denen der kleinere das Aufzubewahrende enthielt: den Roman (den er nicht einmal auspackte, da er das Manuſkript nicht mehr anſehen konnte, ohne ſich ſeeliſch zu vergiften), einige Szenen und eine größere Novelle; auch die ſchon gedruckten Studien und Skizzen legte er dazu, Gedichte in einem Heft ſchönen Papiers und andere, die er rückſichtslos aus ſeinen Tagebüchern herausriß, in denen er ſie nach der Vollendung verzeichnet hatte. Die Tagebücher ſelbſt warf er in den Korb des zu Verbrennenden; nur das, was er von ſeinen Münchener und Pariſer Tagen notiert hatte, ſollte erhalten bleiben, als Denkmal jener glücklichen Zeit, in der er wild und asketiſch wie ein Soldat gelebt und mit der Kunſt gefochten hatte. Er blätterte jetzt darin, und dieſe leuchtenden Wochen und Monate ſtanden auf und erfüllten ſein Herz mit ſehnſüchtiger Bitterkeit. „Welch ein Anlauf, Lenore!“ ſagte er zu dem Mädchen, das bleich und ſchweigſam auf dem Stuhle am Schreibtiſch ſaß und in Briefen blätterte, „welch ein Anlauf! Und nun kein Sprung, ſondern Verbeugung und Rücktritt, wie ein Clown im Zirkus.“ „Ja,“ ſagte ſie, und um nicht allzuviel von ihren Gefühlen zu verraten, lächelte ſie traurig: „Es iſt ſchade um alles . . .“ mit einer Stimme, die weder den Anfang noch das Ende der Rede verdeutlichte, ſondern ſie als Fetzen irgendwo hängen ließ. „Hier,“ ſchloß ſie und ſchob den ganzen Haufen Briefe an die Tiſchkante, um ſie in den Papierkorb fallen zu laſſen: ihre Antworten und ſeine Briefe.

Aber er fing die ſtürzenden Blätter behend in einem großen Karton: „Nein. Das bleibt. Sie ſollen das eines Tages drucken und wiſſen, wer du warſt.“ Sie errötete ſchwach, hob die Achſeln und ſagte: „ach,“ mit der Stimme der endgültigen Anteilsloſigkeit. Schließlich wurde das Ganze verpackt, verſchnürt und geſiegelt, und an Herrn Erich Balſamin adreſſiert: „Er iſt der geborene Herausgeber,“ ſagte von Muhr lachend, „deine Wiener Raſſebrüder ſind alle Herausgeber. Er hat Takt und kennt mich.“ — „Aber ihr ſeid doch jetzt verfeindet,“ rief Lenore ſtaunend. „Nur diſtanziert; und zwiſchen uns macht das nichts aus; man hilft ſich, ob man ſich gerade haßt oder liebt.“ Und er ſetzte ſich an den Tiſch und ermächtigte den Gegner, zu leſen und drucken zu laſſen, was er wolle, falls innerhalb eines Jahres keine Gegenweiſung komme; „denn ich gedenke zu verreiſen,“ ſchloß er den kurzen Brief. „Sicherlich wird er ſofort alles leſen,“ meinte Lenore, während er das Kuvert verklebte. „Gewiß; aber was tut uns das? Uns kann das gleich ſein, ganz gleich.“

Darauf wurden die Vorbereitungen fortgeſetzt. Eine Freundin, verheiratet und gefällig, verſchaffte ihr mit einiger Mühe die Erlaubnis, ſie drei Tage zu beſuchen; dies war erlogen und Vorwand, ausgiebiger Reiſemittel wegen aber unumgänglich. Da ſich eine kurze Fußwanderung anſchließen ſollte, wurde ſchließlich auch die Mitnahme des Hundes Adam genehmigt; ein ſchönes Kleid für die Stadt und ein ſachliches für den Weg verſtanden ſich von ſelbſt. Von Muhr hatte nur noch aus dem Leihhauſe einen großen alten Ring aus tiefblauem Lapis mit Perlenrand und Buchſtaben aus Perlen und einen kleinen Revolver auszulöſen,

eine zierliche Waffe mit graviertem Lauf und elfenbeinernem Griff, die er ſofort in allen ſechs Kammern lud — dieſe Erbteile ſeiner Mutter gedachte er mitzunehmen. Wenn er nun ſeinen Mantel anzog, den grauen Hut aufſetzte und in die linke Hand die Reiſetaſche nahm — einen Stock trug er nicht — ſo war er reiſefertig.

Und dann verſchwanden die beiden.

•

In Warnemünde ſahen ſie durch den Flor erſchütterter Tränen das Meer, ſchwärzlich und jenſeits der Molen aufgeregt; das Firmament zerriß eben ſeine Wolken mit dem goldenen Himmel, der der Sonne vorhergeht. Kopenhagen hob ſeine Türme — runde Türme und kantige und Doppeltürme, von goldenen Treppen ſpiralig umwundene, kuppelgekrönte und aus Drachenſchwänzen gedrehte — in hellblaue, manchmal durchregnete Luft; aber die beiden Flüchtlinge wußten ein Haus, in dem ſie Brüder und Schweſtern fanden — marmorne und bronzene: ſie verflochten ihre Seelen mit den leidſtarren Antlitzen der „Bürger von Calais", die auf der Straße wanderten in ewiger Pilgerſchaft nach dem Tod, und ſie küßten ſcheu den Marmor, aus dem Pygmalion geformt war, oder ein Mädchenhaupt, das dem Block entwuchs, auf dem wie auf all den anderen Weſen ein Name gemeißelt ſtand: Rodin. Die grünen Ebenen des flachen Landes wurden von Baumgruppen geteilt wie ein Vers von ſeinen Hebungen. Bahn und Kutſche trugen ſie hindurch wie leſende Augen ein Gedicht durchwandern, ſchlagenden Herzens. Schlöſſer richteten ſich im metallenen Klang ihrer Namen auf und blieben zurück, ſie hielten ihre Gärten und Höfe als gemäßes

Gefolge um ſich verſammelt: Frederiksborg, Fredensborg — und dann ſtanden ſie auf einer lichten Terraſſe, die nach dem ſchwarzblauen Sunde abfiel, im Schatten der Türme und Mauern der Kronborg, in Helſingör. Drüben blaute das ſchwediſche Land.

Sie erlebten das alles, als wanderten ſie auf hohen Bergen, in der kälteſten Luft, die trunken macht. Ihre Seelen zitterten vor geſpannter Erhobenheit, und ſie ſogen mit ganz gleicher Inbrunſt den Anblick ihrer geliebten Antlitze und den vertrauten ihrer entkleideten Körper ein, wie den der kleinen ſaphirenen Wellen, die weißbeſchaumt den Strand betaſteten, an dem ſie badeten: während Adam ihre Kleider bewachte, ausgeſtreckt und die Vorderpfoten übereinander gelegt, triefend und müde von dem jauchzenden Kampfe, den er mit den Wellen gefochten hatte, weil er ſie für Tiere nahm, in deren weißen Kopf man beißen mußte; wobei man außer ſalziger Näſſe nichts ins Maul bekam ...

• •

Sie ſchliefen wenig in dieſen Nächten, denen die Dunkelheit fehlte; ſie haßten den Schlaf, weil er ſie voneinander riß, jeden in ſeine Dumpfheit oder ſeinen Traum, den der andere nicht teilte. Leben hieß: voneinander wiſſen, ineinander wurzeln, aufeinander vergehen.

Am Abend des vierten Tages kehrten ſie zurück.

• • •

Der gelbe Raum, an dem die Nacht vorüberraſte, ſchüttelte ſtampfend die Schläfer und die beiden Überwachen, die ſich aneinanderlehnten; das Licht über ihren Köpfen brannte dumpf in ſchwarzgrüner Hülle; aber vom Gange neben-

an wurden ihre Geſichter grell. Sie ſagte: „Jetzt geht es alſo weiter — bis dorthin.“

„Iſt das nicht endlich aufatmend und rein? Oder willſt du zurückbleiben?“

Als Antwort legte ſie ihm den Arm um die Hüften.

„Liebe,“ ſetzte er atmend fort. „Ich habe ein Mittel gefunden, nichts zurückzulaſſen; ehe ich's fand, graute mir manchmal. Sie ſollen nichts von uns anrühren, wenn wir uns nicht mehr wehren können.“

Sie bat: „Sage es.“ Ihre Augen ſchatteten groß in dem weißen Geſicht.

„Entziehen wir doch dies Letzte den Worten. Es iſt gut; als einziger Einwand wäre zu nennen, daß es romantiſch iſt und ein bißchen pathetiſch.“

Sie meinte ruhig: „Uns hat das nichts zu verwehren.“

„Nicht wahr?“ lächelte er; „wir werden uns nicht ſchämen. Allerdings verſchweige ich nicht: es wird einen reichen Bürger etwas Geld koſten.“

Als Antwort bog ſie die Mundwinkel verächtlich abwärts.

•

Am Stettiner Bahnhof beſtiegen ſie ein leiſes Automobil. In der großen Frühe lag Berlin leer und zartfarben zu beiden Seiten der Straße die ſie durchglitten. Zum erſten Male ſchien ihnen die Stadt ſchön: die goldene Kuppel des Reichstaghauſes ſchimmerte im Morgenblau, durch das Brandenburger Tor ward der Blick in die majeſtätiſch breite Straße hineingeriſſen, deren Linden dem Schloſſe zuſtreb-

ten, ganz hinten ragend in goldnem Dunſt; und ſchon huſchten ſie am Rande des Tiergartens hin, in deſſen weitem Grün die Stare probten, und landeten am Potsdamer Platz, den ſie noch niemals leer geſehen hatten und nicht wiedererkannten, ſo weit und ſo bedeutend ſtreckte er ſich hin. Das Warenhaus drohte unter ſeiner ſchwarzen Dachhaube wie die Burg des Erwerbs, die Leipziger Straße zu ſchirmen, die ſich ſpaltete wie eine Schlucht ohne Ende, hinten erfüllt von zartroſigem Nebel. Sie ſtiegen aus.

Sie nahmen im Café ein Frühſtück, dann ſchliefen ſie, indes ein faſt leerer Zug ſie nach Wannſee führte, auf den grau geſtreiften Polſtern liegend, während Adam ſie bewachte. Ausſteigend lächelten ſie ſich an: wie müde ſie noch waren! und ſo verloren ſie ſich in den hohen Wäldern hinter dem Bahnhofe und ſchliefen weiter, unter ſeinem Mantel, den Hund zu ihren Füßen und die Wipfel der Kiefern über ſich im ausgeſpannten Blau des werdenden Sommertags. Die Amſeln ſangen, und Adam ſchnappte nach allen Mücken und verfehlte nicht eine.

Sie erwachten mittags. Sie fühlten, daß ihnen zu völliger Erfriſchtheit nur ein Bad mangelte; und da er nicht weit, in einer Ausbuchtung jenes Seearmes, den man den kleinen Wannſee nennt, eine einfache Badeanſtalt wußte, gingen ſie dorthin, liehen ſich Badewäſche und trafen ſich, ins Freie ſchwimmend. Den vollkommen gebildeten Körper ſeines Mädchens zu ſehen, geſchmeidig in dem durchfeuchteten Trikot, erfüllte den jungen Mann mit ſolcher Wehmut daß er ſie alsbald nicht mehr ertrug.

Sie kleideten ſich an; um Adams willen beeilten ſie ſich, denn der Hund durfte in dieſes Waſſer

nicht mitgenommen werden und weinte am Eingang. Dafür ſchickten ſie ihn an anderer Stelle nach hineingeworfenen Äſten; er holte ſie, ſchwamm begeiſtert mit erhobenem Kopf, und ſprang, ſich ſchüttelnd, am Ufer entlang, gleichſam verjüngt und geſchrumpft, weil das naſſe Haar ſich dem Leib anlegte. Sie kehrten in den Ort zurück, ſpeiſten auf der Terraſſe eines alten und ſtillen Gaſthauſes, angeſichts des großen Sees, in deſſen tiefe Bläue die Buglinien vieler Segeljachten weiß und gebogen eintauchten, kauften dann — man hatte Juni, den Roſenmonat — ganze Büſche Roſen in allen Arten von Rot, und folgten rechts abbiegend der abgelegenen Straße, die zum Grabe des Dichters Heinrich von Kleiſt führt. Beide Arme voll Roſen und auch ihren Hut voll davon, den von Muhr wie einen Korb trug, eilte Lenore — ihr weißes Seidenkleid faltete ſich um ihre Füße — den ſchrägen Weg und die Stufen hinab, die zu der Ruheſtätte führen, einem Hügel im Schatten alter Ahornbäume, von Efeu begrünt und eiſern umgittert, und ſtreute alle ihre Blumen auf das ungeſchmückte Grab. Dann ſah ſie ihr ſchönes Werk lange an, und von Muhr nickte, als er die Tränen bemerkte, die ihr die Augen zu feuchten begannen. Er ſuchte in ſeiner Brieftaſche ein weißes Papier, ſchrieb dieſe Worte darauf: „Ave Caesar . . . Lenore und Hubert“, und ſchob es in den Efeu unter die roten Roſen. Sie wandten ſich und ſtiegen die Treppen zum See hinunter; an den Landungsſteg gebunden, der aufs Waſſer hinausragt, lag ein kleines Ruderboot. Von Muhr ſagte den Fuß darauf ſtellend: „Das iſt gut; wir werden es brauchen.“ Und auf eine kleine weiße Jacht deutend, die un-

weit verankert im ſchmalen Waſſer ſtand, dem Bootshaus einer der ſchönen Villen gegenüber, die den kleinen wie den großen Wannſee entlang gebaut ſind, fügte er hinzu: „Dort liegt Iris, die ich gut kenne. Sie gehört dem Kaufmann Jachemich. Nun, wir werden ſie ihm ſtehlen.“ Eine Uhr ſchlug; er zog die ſeine: „Drei,“ ſtellte er feſt. „Wozu brauchen wir das eigentlich noch? Lebwohl, mein Schatz,“ und er warf ſie lachend über das beſonnte Waſſer: ſie blinkte ſilbern und verſchwand. „Recht,“ ſtimmte ſie bei; die ihre, aus Gold, hatten ſie in Kopenhagen verkauft. Darauf ſtiegen ſie wieder empor, am Grabe vorüber, dem ſie vertraulich zunickten, kauften ſich Früchte und kleine Brote, und gingen Arm in Arm dem Walde zu.

Der gelbe Weg duftete nach Staub und ſtrahlte vor Hitze. Falter ſonnten ſich auf ihm mit ausgebreiteten Flügeln: dunkelbraune Trauermäntel, Tagpfauenaugen, blaugefleckt, und rotgebänderte Admirale. Die Bienen flogen, einen Schweif von Summen hinter ſich ziehend, wie kleine Pfeile nach feſten Zielen; aber ohne Richtung ſchwebten zwei hochzeitende Libellen im Blau: ſie hielten ſich mit den Füßen umklammert, ihre Flügelpaare ſchwirrten, und ihre Leiber formten ein fliegendes, ſtahlblaues Herz.

•

Sowie die Sonne, zum letzten Mal, hinunterſank, und Dunkel zwiſchen den Stämmen ſtand, drängte ſich die Angſt in die Herzen und machte der Bruſt das Atmen mühſam. Die beiden hielten ſich aneinander feſt, und

wenn Lenores Zähne aufeinander ſchlugen, riß Hubert ſie noch enger in ſeine Arme. Sie hatten ſich, geſchützt von Einſamkeit, Dickicht und dem wachenden Hunde, aller Kleider entledigt, damit nichts mehr zwiſchen ihnen ſei. In der verzweifelten Luſt überhitzter Liebkoſung und taumelnder Hingabe ſuchten ſie Schutz vor der Angſt, die ſie von überallher bedrohte; ſie preßten alle Süße aus dem Leben, um nur die Schale, wertlos und dürr, hinter ſich laſſen zu müſſen.

Sie blieben im Graſe liegen, ſolange es irgend anging . . aber die furchtbare Unruhe erlaubte ihnen dieſe letzte Zuflucht endlich nicht mehr; ſie mußten ſich ankleiden. Sie mußten gehen, dieſen Platz verlaſſen, Veränderung ſchaffen, entlaufen.

Jeder Schritt, den ſie nun vorwärts taten, mit tappenden Füßen, während ſie von ihren Geſichtern nur einen weiß phosphoreszierenden Schein ſahen, führte ſie in ein neues Land, und als ſie vor dem Walde ſtanden, war es, als ſchlöſſe ſich die Welt hinter ihnen zu und ſei unerreichbar zurückgewichen, hinter grundloſe Gräben und aufgezogene Brücken. Die Sterne brannten in maßloſen Fernen; daß der Weg unter ihren Füßen anhielt, und jeder Schritt noch immer Weg fand, war ein unglaubhaftes Wunder. Als der See vor ihnen lag, unterhalb des vor zeitloſer Weile geſchmückten Grabes, zitterte Lenores ganzer Körper; ſie wollte den Freund bitten, ihr deswegen nicht zu zürnen, aber ehe ſie ein Wort ſprechen konnte, ſchüttelte ſie ein Krampf ſo, daß ſie ſtehen bleiben mußte. „Verſprich mir," ſtotterte ſie mit mühſam beherrſchtem Munde, „daß du damit warteſt, bis ich ſage: jetzt;" und

erſt als er ihr ſein Wort darauf gegeben hatte, konnte ſie tiefer und menſchlich atmen. Er war entſchloſſen, dieſes Wort zu brechen. Er empfand es als Untreue und Verrat an ihrer ſtolzen und ſelbſtherrlichen Seele; dennoch wollte er lieber, angeſichts des Endes, ſeine Ehre verlieren, wenn er ihr dadurch die letzte Qual erſparte. Er faßte dieſen Entſchluß mit einem eiſigen und harten Geiſte. Sein Inneres fühlte er erfroren und ſo verklammert wie die Kinnladen, die er aufeinander biß, als ſtürbe er ſchon.

Mit vor Anſpannung kurzen Bewegungen löſte er das Boot und ruderte leiſe zu der Jacht hin, die in die Halbhelle der Luft ſcharfe ſchwarze Linien ſchnitt, legte am Heck an, das Adam ſogleich im Sprunge enterte, ſchwang ſich hinauf, froh, ſeine Muskeln noch einmal anſtrengen zu können, und hob Lenore an Bord des niedrigen Fahrzeugs. Der Nachtwind wehte ſchwach aber günſtig vom Lande her; die Segel, das vordere um ein Tau, das hintere große um die Raa gewickelt, ließen ſich leicht hiſſen, und indem er das Seil, mit dem das Schiff ſtraff an ſeiner Boje hing, durch haſtige Schnitte ſeines Dolches zum Reißen brachte, ſchob ſich Iris leicht und ohne anderen Laut als das Zwitſchern des Waſſers unter dem bewegten Bug zwiſchen den Ufern hin, unter einer Brücke durch und immer ſchneller ins freie nächtliche Waſſer. Muhr begrüßte den großen See mit dem tiefen Atemzuge jenſeits der letzten Entſcheidung, denn nun konnte ſie niemand mehr anhalten. Weder Lichter an den Fenſtern noch Menſchen waren zu ſehen; über dem Waſſer lag die Luft ſchwer und noch tagwarm, und die zahlreichen Jachten, zwiſchen denen man hindurchſchlüpfte, lagerten

über ihren Spiegelbildern wie ſchlafende große Vögel. Der Weg breitete ſich frei, keine Begegnung war zu fürchten, und ſo band er Segelleine und Steuer feſt. Lenore, nackt, lag im offenen Hohlraum am Heck, weißer als die Segel ſchimmernd, und er warf ſich neben ſie hin, zu fühlen, daß er noch lebe. Sie riß ſein Geſicht an den Haaren dem ihren nahe, und gab ihm die irre Liebe der letzten Nacht.

Iris zog oſtwärts, die Havel hinauf. Über Berlin, rechts in der Ferne, laſtete roter Glanz; aber die Schwärze des anderen Himmels ward nur verletzt und vertieft von den Sternen, durch deren ausgeſäte Schar die Milchſtraße einen ſilbernen Nebel wand. Orion reckte ſich im Süden, geheimnisvoll drei ſchräge Sterne zeigend, Caſſiopeia ſchrieb ihr ſtrahlendes W in den Zenith; im Norden, heilig und vertraut, kreiſten die Wagen um den Polarſtern, und unterhalb des glänzenden Hauches der Plejaden brannte Sirius, unruhigen Feuers. Nicht weit von ihm, wie ein Auge offen, das nicht zuckt, grüßte golden ein Planet, Jupiter, die ſchweſterliche Erde.

Iris zog oſtwärts, vor ſanftem Wind. Möwen ſchrien mitten in der Flut, und aus dem Schilf antworteten die jungen Schwäne. Fernher, ſaugend und ſüß, zog das inbrünſtige Singen der Nachtigallen, und manchmal das helle Bellen eines Hundes, von Adam im Bug mit Knurren aufgenommen. Fledermäuſe taumelten; ein Entenvolk hob ſich ſchreiend und fiel ſchallend ins Waſſer zurück wie eine Exploſion der Stille. Das Schnarren der Fröſche deckte manchmal jeden anderen Laut, und zuzeiten erklang nur die Zwieſprache, die das Waſſer mit ſich ſelber hielt.

Iris zog oſtwärts. Adam ſchlief ein. Die Liebenden lagen beieinander, umarmt und ſtumm. Einmal nur ſprach Lenore leiſe, indem ſie ſich Haare aus dem Geſicht ſtrich: „Nicht vor Sonnenaufgang. Ich habe nie einen erlebt.“ Er flüſterte: „Gut.“ Der Wind taſtete ſanft über ihre Geſichter, erſt warm, ſpäter kühler.

Iris zog oſtwärts.

•

Wie es ſich aufhellte, ſtand Lenore im Bug, weiß und ſeiden angetan, leicht überweht wie eine Fahne vom morgendlichen Wind, hielt ſich an den Tauen und ſpähte umher, mit ſtaunenden Augen. Sie kannte die Gegend nicht mehr, die Wälder, die das Ufer bläulich ſäumten und über denen die Lerchen jauchzten, unter einem Himmel, der ſich rötete; ſie kannte die Erde nicht in dieſem Lichte. Sie atmete gierig die neue Kühle des unberührten Tages. Es ſchien ihr unnütz und grundlos, zu ſterben. Sie hatte die Beſchaffenheit des bürgerlichen Daſeins vergeſſen; alle Ordnung und Gewohnheit war von den letzten Tagen verdeckt und entwirklicht. Da ſich ihnen eine neue Welt aufgetan hatte, das grelle Glück der Fremde und der Flucht vor dem Sein, und eben, trotzdem, wieder eine andere emporſtieg, der Morgen — warum ſollte es nicht auch möglich ſein, darin zu leben? Sie glaubte es. Die Bruſt hob ſich ihr leicht unter einem glücklichen und gealterten Mädchengeſicht. Indeſſen prüfte von Muhr den Motor, der die kleine Jacht bei Windſtille bewegte, und nickte, als er den Benzinbehälter gefüllt fand, und die Reſervekanne Benzin, die er erwartet hatte; denn er kannte Herrn

Jachemich als einen ordentlichen Menſchen. Danach ſtellet er ſich neben das Mädchen, und blickte mit ihr, ſehr blaß und ſein Herz knechtend, daß es ruhiger gehe, in die glorreiche Röte des werdenden Tages. Er fühlte, daß Entſchluß und Tat auf ihn zu fielen wie ein Stein von einem Stern: noch weit weg, und ſtets näher, und ihn endlich zermalmend. Eine ſelige Trunkenheit rang in Lenorens Blut, wie die Sonne erglühend kam; ſie würden leben, ſie würden noch glücklich ſein! Mit erſtickender Angſt las er aus ihren Mienen die furchtvergeſſene Freude; unter dem Vorwand, das Steuer habe ſich gelockert, verließ er ſie nach leichtem Kuſſe. Sie wendete ihr Antlitz der brennenden Pracht des Oſthimmels wieder zu und rief ſchwärmend: „Laß uns leben, irgendwie!“ Gleich einer Antwort krachte der Revolver; Hubert, jäh entſetzt, ſchoß ihr auf vier Schritte die Kugel ins Haupt, von hinten, unter den Haarknoten, nach kurzem Zielen. Die Wankende, Fallende fing er in ſeinen Armen, und ſie verging ſogleich, das Geſicht noch froh und von Röte erhellt. Er wunderte ſich, daß er weinte, während er ſie zum Heck trug und ſanft niederlegte; er handelte in einem unheimlichen Abſeits von ſich. Ihr dichtes Haar trank alles Blut. Er ſchmiegte ſich behutſam ganz über ſie und küßte ihre Lippen: ſie waren warm; kein Unterſchied war zu merken gegen andere Gelegenheiten, bei denen ſie, wie ſie es liebte, ſich küſſen ließ, ohne zu erwidern. Er wäre lange ſo geblieben; aber der Hund, durch Knall und Blutgeruch verſtört, tobte bellend um ihn herum: er erlegte den Lärmer in einer Art kalter Raſerei durch zwei Schüſſe in das offene rote Maul. Dann ſchwieg wieder alles ſtill in ihm,

und er ſtand vor ihr und blickte von oben in das beruhigte Geſicht. Wenn ſie noch hätte reden können, hätte ſie ihn wohl ebenſo ernſt und ſanft angeſehen wie jetzt — denn ihre Lider hatte er nicht geſchloſſen, damit ſie lebendiger bleibe — weit und dunkeläugig angeſehen, und geſagt: Dank, Liebſter; oder: Liebling? Sie pflegte beides zu gebrauchen, und er erwog, was ſie wohl gewählt hätte. Er blickte abweſend . . es war wichtig, dies zu wiſſen . . . Darauf erwachte er zur Pflicht. Daß niemand nach ſeinem Tode den Körper der Geliebten anrühre (wovor ihn noch mehr geſchaudert hatte als ihr), entleerte er die Benzinkanne über die weiße Geſtalt; die Kleider ſättigten ſich mit der Flüſſigkeit und miſchten einen brennenden und zwieſpältigen Geruch in den würzigen Rauch des Pulvers, und der Reſt befeuchtete die trockenen Bohlen des Verdecks. Alles mußte ſo geſchehen, wie er es ſich zurechtgelegt hatte: fiel jetzt ein Funke, ſo brannte das Heck lichterloh, der Wind warf ſich hinzu und überlieferte die ganze Jacht dem Feuer, bis der Motor explodierte und der ſchwere Kiel die Überreſte auf den Grund zog. Niemand würde etwas von denen finden, die geſtern ausgeſegelt waren, von Iris, Adam, Hubert und Lenore. Er lachte befriedigt und legte ein Streichholz in das Benzin dicht neben ſich. Er ſah noch das Heck in Flammen ſtehen, nahm den Lauf des Revolvers in den Mund, ſchmeckte gräßlich zitternd das ſäuerlich kalte Metall und biß darauf, ehe er abdrückte.

Jeruſalem errettet

Der Abend ſank in die bedrohte Stadt, die vom Lärm der Verſtörung toſte. Alle Straßen, die zum Tempel hinaufſtiegen, dröhnten von Menſchen; manchmal wurden ſie an die Häuſer gepreßt von den Herden der Opfertiere, die, Rinder und Schafe, inmitten von Wolken roten Staubes, für den Morgen des nächſten Tages ins Heiligtum getrieben wurden; ein zehnfaches Bittopfer ſollte dem Gotte verbrannt werden.

Grell ſchreiend warfen Frauen nackte Arme um die Hälſe ihrer Männer, denn jene hatten gewaffnet alle Tore und die äußere Mauer zu bewachen; man wehrte ihnen matt, ohne Entſchiedenheit und Zuverſicht. Vor den Königshäuſern ballte ſich das Volk. Viele ſchrien, der König ſolle dem Feinde ſeinen Schatz öffnen und alle retten, obwohl ſie wußten, daß die Schatzkammer leer war; andere drängten ſich um einen Steinhaufen, deren es vom letzten Bauen viele gab, und von dem herab ein grauhaariger Alter heulend über alle dieſe Köpfe hinrief, Hiskija möge Jahwe ſeinen Erſtgebornen opfern, auf dem Brandaltar, denn er habe durch ſeinen Bund mit dem Ägypter den Gott verſucht und den Großkönig in Zorn getrieben. Die Menge hörte unſchlüſſig und ſchweigend; aber ein Prophetenſchüler fluchte dem Läſterer und heiſchte ſchäumend ſeine Steinigung: ein empörtes Wogen erfaßte die

aufgeſtachelten Menſchen, ihre Furcht ward zur Raſerei aufgeregt, alle Arme langten nach Steinen, und der alte Mann ward herabgeriſſen, zerſchmettert und ganz unter Steinen begraben. In der Burg blieb es ſtumm; der König war nicht im Hauſe.

Vorgebeugt, geſtützt auf den weißen Stab der Herrſchaft, ſtand er auf der äußerſten Mauer und blickte bekümmert und gehäſſig herab auf das Feld, das um die Waſſerleitung am oberen Teiche vor der Stadt ausgedehnt war. Hiskija, ſagten die ihm Wohlgeſinnten, hatte den Kopf ſeines Ahnen David, braun und herriſch; freilich hingen ſeine Wangen ſchlaff, und der kaum Vierzigjährige ſah aus ſtumpfen Augen. Es war im vierzehnten Jahre ſeiner Regierung, bei Untergang der Sonne, und das weite Gelände funkelte glühend rot von Helmen, Schwertern und Speerſpitzen, die unzählbar in den geröteten Himmel gereckt waren, und brandete von dem Treiben der Männer, der Pferde, Kamele und Maultiere, die Sanherib, König von Aſſur, heraufgeſandt hatte, Jeruſalem zu erobern; und weil er ſelbſt die Stadt Lachis belagerte, befahlen an ſeiner Statt der Erzſchenk Rabſake, der Truchſeß und der Erzkämmerer des Reiches. — Hinter Hiskija warteten fünf Krieger ſeiner philiſtäiſchen Leibwache mit ſpitzen Helmen, Schilden und langen Lanzen, daß er hinabſteigen würde; aber er rührte ſich nicht, und nur ſeine Finger zerwühlten die geordneten Locken ſeines ſchwarzen Bartes.

Endlich erſtiegen keuchende Männer die Mauer, und der König wandte ſich ihnen zu. Er hatte Eljakim und Sebna, den Hofmeiſter und den Schreiber, ſamt den Älteſten der Prieſter in Säcke gekleidet zu Jeſaja dem Nabi

geſchickt, dem Sohne des Amoz, damit er ihm rate und zu Jahwe flehe; denn Rabſake hatte den Gott Judas abſichtlich geläſtert, und vor allem Volke, das ſtumm und entſetzt auf den Mauern hockte, laut in jüdiſcher Sprache gerufen, damit ſie's alle verſtünden: Wo iſt ein Gott unter aller Lande Göttern, die ihr Land haben von meiner Hand errettet, daß Jahwe ſollte Jeruſalem erretten von meiner Hand? Der Schreiber und der Hofmeiſter bückten ſich vor dem Könige; er redete haſtig zu ihnen, mit matter Stimme, und ſie erhoben ſich und berichteten, daß der Mann Jahwes ſich eingeſchloſſen habe, nachdem er ihre Botſchaft angehört, zum Gebete. Dann ſei er nach geraumer Zeit mit einem heiligen Antlitz herausgetreten, jeder ſah, er hatte mit Gott geredet, und habe verkündet, daß der Herr ſeine Stadt um ſeines gewaltigen Namens willen erretten werde, wenn ſie ſich zuvor von dem ungeſühnt ſchreienden Frevel gereinigt habe, der noch in ihren Mauern ſei. Man ſolle Simeon den Leviten aus der Ziſterne des Königshauſes hervorholen und ſeine Feſſeln öffnen, dann ſolle man ihm ein ſcharfes Opfermeſſer an die rechte Hand binden und ihn eine Stunde vor Mitternacht von der Mauer herablaſſen, damit er bis zu den Zelten der Feinde ſchleiche. Dort ſolle er ſiebenmal rufen, ſo laut er könne: Jahwe, Judas Gott, iſt unſichtbar, heilig, überall und der ſtärkſte! und ſich dann das Meſſer ins Herz ſtoßen — denn ſein Verbrechen an Jahwe ſei ſolcher Art, daß er durch eigenes Todesurteil die Macht des Herrn wieder anerkennen müſſe. Hernach alles andere.

Der König befahl, eilig den Leviten zu holen, aber Eljakim hatte ihn ſchon befreit. Er ſtieg die ſteile Treppe

hinan, mühſam mit ſeinen verſtümmelten Füßen, und ſtand in Ketten vor dem Könige. Seine Beine waren bis an die Kniee ſchwarz vom Schlamm der Ziſterne. Er atmete gierig die Abendluft, ſeine Augen brannten in einem ganz mageren bärtigen Geſicht, und ſeine Ketten klirrten bei jeder Bewegung; an den Armen und im Geſicht trug er Biſſe von Ratten, und die Daumen beider Hände und Füße hatte man ihm abgehackt, damit er vom Prieſtertum geſchieden ſei, und die Wunden mit Pech verklebt. Er war noch jung. Er hatte eine ſilberne Schale und einen Silberkrug vom Schatze des Heiligtums entwendet um eines Weibes willen, und mußte ſterben. Das Volk hatte brüllend die Steinigung verlangt; aber der Rat der älteſten Prieſter zog vor, in dieſer Notzeit kein Ärgernis zu geben, und hielt ihn in der Ziſterne gefangen, ſeit ſiebzehn Tagen. Der König ſah ihn mit Schaudern an und trat zurück, denn er roch wie ein Aas. Er fragte ihn, ob er für Jahwe zeugen wolle, und der Sündige ſchlug die Fäuſte an die Bruſt und rief heiſer in den Lärm der Ketten, es ſei eine Gnade. Er bereute. Der König befahl, ihn zu waſchen und ihm Wein, Brot und Öl zu reichen; darauf ſtiegen alle herab, gerade als am Rande des Himmels die letzte Röte fahl ward.

Die Aſſyrer hatten noch keinen Graben und Wall um ihr Lager gezogen; die hellen und geflickten Zelte des rechten Flügels traten auf doppelte Pfeilſchußweite an die Stadtmauern heran. In den Öffnungen dieſer Häuſer von Leinwand und in den roh geordneten Straßen dazwiſchen liefen die Söldner nackt umher und bereiteten ſich für die Nacht, indem ſie Korn zwiſchen Steinen zer-

rieben und Waſſer herbeitrugen, in großen Tonſchalen, die ihnen gepaart an einem Holzarme von der Schulter herabhingen, anzuſehen wie eine Wage. Sie hatten die Nachhut gebildet und erſt heute das Lager erreicht, junge Krieger und zum erſten Male in dieſem Lande; nur einige Hauptleute hatten ſchon unter dem vorigen Großkönige gedient und vor drei Jahren Samaria erobert und verbrannt. Dieſe großgebachſenen Männer erſchreckten, wenn ſie Panzer und Kleider von ſich warfen, die Einheimiſchen mit ihrer Haut von ſonderbar weißer Farbe, ihren Haaren gelb wie Mais und ihren runden Augen blaugrau wie Meerkieſel. Sie kämpften zu Fuß, gegliedert und geübt, doriſche Hopliten von den Städten der Küſte und von den ägäiſchen Inſeln, manche ſelbſt in Lakedämon geboren und darauf ſehr ſtolz. Sie blickten nach der Stadt hinüber, begierig ſie zu erobern, die voll ſein mußte von Schätzen und Frauen; denn das ganze Heer redete noch davon, daß Hiskija dem Großkönig jüngſt, um ihn ſich geneigt zu machen, dreihundert Zentner Silber und dreißig Zentner Gold geſchenkt hatte; und nach Frauen begehrten ſie, weil Rabſake verboten hatte, welche mitzunehmen, als ſie von Lachis aufbrachen, der Erſtürmung wegen die Begierde zu ſtacheln: als einige dennoch nachliefen, hieß er die perſiſchen Schützen ſie mit Pfeilen erlegen. Das Heer dehnte ſich vor Jeruſalem in einer ſichelförmigen Krümmung: an die weißen Zelte der Dorer ſchloſſen ſich die ſchwarzen der Amalekiter, erprobter Krieger, unbehelmt und ungerüſtet auf Kamelen reitend und im Fernkampfe dünne Wurfſpeere ſchleudernd, die ſie an Leichen vergifteten; nebenan bauten ſich lederne und blau bemalte

Hütten auf, für die aſſyriſchen Edlen, die ganz gepanzert von Sichelwagen herab ſtritten und als Leibwache der Feldherren um die Wohnung Rabſakes und ſeiner beiden Genoſſen lagerten. Vom linken Flügel her wieherten die Pferde der Perſer. Sie ſchliefen ohne Zelte auf der Erde und kämpften beritten mit Bogen und Pfeil, unter runden Helmen und im Panzer aus doppeltem Linnen, gefüllt mit Schafwolle; und den äußerſten linken Flügel hielten die Syrer, Fußvolk, bewaffnet mit dicken Speeren und Dolchen. Ihre gebogenen Säbel ſchliffen ſie an der inneren Krümmung, und ſie ſchirmten ſich mit hohen Spitzhelmen, Panzern aus kupferbeſetzten Riemen und großen Rohrſchilden, bezogen mit Antilopenfell. Sie waren als erſte vor der Hauptſtadt angelangt und ſtellten ihre Wachen in Gruben aus, die ſie mit ihren Schwertern gegraben hatten.

Die Griechen jedoch, erſchöpft und ſchlafdurſtig, nahmen ſich dafür keine Zeit mehr. So ward beſtimmt, daß ihre Poſten in voller Rüſtung wachen ſollten, mit Panzern, Beinſchienen, Helm und Schild, und alle drei Stunden abgelöſt werden, obwohl an einen Ausfall niemand glaubte. Die Befehlshaber der Wache ſtanden vor ihrem Zelte, nur mit dem Chiton bekleidet, und hörten zwei amalekitiſchen Häuptlingen zu, die ihnen in langſamer Rede die Gebäude der Stadt beſchrieben; ein Dolmetſch überſetzte Wort für Wort aus der rauhen Wüſtenſprache in die doriſchen Laute — als würden aus Raupen geflügelte Falter. Sie hatten ſich mit den wortkargen Kamelreitern auf dem langen Zuge hierher befreundet, und ihre Augen folgten ſtaunend den ausgeſtreckten braunen Armen, an deren

Handgelenken mit kurzen Ketten Dolche angeſchmiedet hingen. Sie ſahen das Haus der Könige glänzen, das der Krieger David vor langer Zeit erbaut und ſein Sohn Salomo, der zauberkundige, weitgemacht und innen mit Gold ausgekleidet hatte, in einer Nacht mit Hilfe ſchlangenköpfiger und geflügelter Seraphim; und auf dem Tempelberge ragte das Haus Jahwes, der dieſes Landes Gott war und unſichtbar darinnen wohnte, in großer Macht und in Räumen ganz aus Gold. Die Hopliten jauchzten, es zu plündern; doch lachten ſie verächtlich über den Gott, der ſich niemandem zu zeigen wagte; weil jeder von ihnen wußte, wie ſeine Götter ausſahen, alt oder jugendlich, Männer bärtig und ſtark oder Frauen mit ſchöner Bruſt. Aber das Haus Jahwes glühte noch ganz rot auf ſeiner Höhe, als die Sonne längſt verſchwunden war; und plötzlich zeigten ſie einander eine große Wolke im Oſten, die ſich roſenrot in vier langen und einem kleineren Streifen von einer Stelle des Himmels aus über das halbe Gewölbe reckte, ähnlich einer blutigen greifenden Hand, und erſtaunten.

Die Luft laſtete heiß, die Nacht brachte keine Kühlung, und obgleich die Wolke ſich über den Himmel ausdehnte, behaupteten die Amalekiter, es werde nicht regnen. Sie ſaßen einige Zeit nach Sonnenuntergang mit den Griechen im Zelt die Nachtwache zu verkürzen, ganz in weißes Leinen gekleidet, braun und ſchwarzbärtig, die Fingernägel mit Henna gelbrot gefärbt und die Bruſt mit knöchernen Amuletten behängt, und tranken Wein aus ledernen Bechern, während die Griechen ihn gewäſſert aus hölzernen Schalen ſchlürften. Sie ſtreckten ſich nackt und weiß auf der Erde

und ſtöhnten vor Hitze. Neben Protokles, einem jungen Inſelgriechen, lag Agaſilaos, reich an Narben, ein Hundertführer; er liebte den Jüngling; die Amalekiter wußten es und entſetzten ſich heimlich über den Greuel. Der Weinſchlauch leerte ſich, und endlich hörte alles ſtumm auf den ſyriſchen Dolmetſch, der von Jahwe ſprach. Der Gott kam den Griechen nicht mehr verächtlich vor. Sie glaubten in der immer drückenderen Luft etwas von ſeiner Gewalt zu ſpüren, und ihrer leicht und bis in die Tiefe bewegbaren Einbildung erſchien ſeine Unſichtbarkeit furchtbar und ſeine allgegenwärtige Herrſchaft über dies Volk und Land die Seele angſtvoll preſſend. Eine Stunde vor Mitternacht nahm Agaſilaos Helm, Panzer und Schwert und ging, die Poſten nachzuſehen. Vor dem Eingang kniete an einen Zeltpfahl gebunden, das Kamel der Amalekiter, auf dem ſie, alle beide auf einem Tiere reitend, von ihren Zelten hart am Griechenlager hergekommen waren, und ſchlief. Das Heer war ganz ſtumm geworden, auch die Stadt ſchwieg, und nur die ölgenährte Lampe über den Trinkenden ſtreute ein wenig Licht auch in die Schwärze der Neumondnacht.

Plötzlich vernahmen die Zecher ein gedehntes Schreien irgendwo nahe in der Finſternis. Sie ſprangen jäh auf die Füße und lauſchten ernüchtert. Es ließ ſich gleich noch einmal hören, näher; die Amalekiter griffen nach ihren Amuletten, und der Dolmetſch überſetzte zitternd den Griechen: Jahwe, Judas Gott, iſt unſichtbar, heilig, überall und der ſtärkſte! — ſogleich erſcholl der Ruf zum dritten Male, und das Zelt ſtürzte lautlos ein. Das Gebrüll, in die dumpfen Träume des Reitkamels gedrungen, hatte ihm

einen Löwen vorgeſpielt, und beim dritten Rufe war es zitternd aufgeſprungen, den Zeltpfahl mit ſich reißend. Die von der ſchweren Leinwand Begrabenen glaubten, die Hand des Gottes ſchließe ſich über ihnen, und ſchrieen vor Schreck. Es gelang einigen, ſich zu befreien; ſie ſtürzten in das Lager mit dem Rufe „der Gott, der Gott!“ und wurden ſogleich niedergehauen; denn die ferneren Schreie Simeons hatten viele Schläfer geweckt, die halbtrunken noch vom Schlafe, nackt mit Waffen hinauseilten, um den Ausfall der Belagerten abzuwehren. Mit zornigen Ausrufen und in vollkommener Finſternis hieben ſie aufeinander ein. Agaſilaos führte im Laufe ſämtliche Wachen herbei, die er ganz gerüſtet im Stehen ſchlafend gefunden hatte; ſie wollten ihre Schmach wettmachen und ſtießen alles nieder. Agaſilaos ſelbſt bohrte, zwiſchen Anderen die er tötete, dem Protokles das Schwert in den Rücken, als er ſich gerade aus dem Zelte befreit hatte, und entfernte ſich, nach Protokles rufend. An vielen Stellen des Gemetzels, das immer breiter wurde, merkten ſie an den Rufen der Kämpfenden und Wunden, daß Grieche gegen Grieche ſtritt; das erhöhte die Verwirrung und Raſerei, der Feind ſchien überall und nicht zu greifen. Ein allgemeines Wogen und Weichen begann, und die hinterſten Maſſen wurden in die Zelte der Amalekiter getrieben. Dieſe, die die Sprache der Griechen nicht kannten und über einem erbitterten Kampflärm nichts verſtanden, wehrten ſich nach ihrer Art. Den beiden nächſten Hundertſchaften fehlten jetzt die beim Wachzelt gefallenen Führer; ſo kämpften ſie ohne Befehl und ſchleuderten ihre Speere im Bogen in die hinteren Reihen der Angreifer oder töteten ſie im Nah-

kampf, indem ſie ſie Bruſt an Bruſt umarmten und die Dolche an ihren Handgelenken ihnen in den Rücken ſtießen, denn man merkte den Gegner erſt in Atemnähe. Die Hopliten verſtändigten ſich im Dunkeln durch Rufe, ordneten ſich und verſuchten, die Kämpfe untereinander zu verhindern. Offenbar waren die Barbaren der Wüſte Aufrührer und den Ebräern verbündet; man verſuchte Fackeln anzuzünden, aber alles Feuer war zertreten oder von Leichen erſtickt. Die Amalekiter warfen ihre Speere und wichen langſam zurück; die meiſten verbargen ſich hinter den Kamelen und ſchleuderten von dort ihre Köcher leer, einige ſtiegen auf ihre Tiere, aber ſie fielen plötzlich tot herab. Denn während vorn die Phalanx der Hopliten drängte und tödlich vorrückte, hatte Rabſake, gewiß, daß ein verzweifelter Ausfall gemacht wurde, ſeine Leibwache um ſich geſchart und den Perſern Befehl gegeben, den Amalekitern zu Hilfe zu kommen; die perſiſchen Pfeile ſuchten ſich Ziele unter den Kamelreitern. Dieſe merkten es und wandten ſich, toll vor Wut und Verzweiflung, gegen den neuen Feind, die giftigen Wurfſpeere antworteten lautlos dem Schwirren der Sehnen auf den Hornbögen. Als die Perſer zu Pferde angriffen, ließ Rabſake alle Sichelwagen anſchirren und rückwärts führen, um ihnen Platz zu machen; aber ſeine hölzernen Fackeln genügten nicht, und die ſtählernen Senſen an den Radnaben zerſchnitten die Sehnen perſiſcher Pferde. Die Amalekiter hatten gar kein Licht, und da die Perſer keine Sprache verſtanden außer der eigenen, konnten ſie nicht hören, ob die Schlachtrufe ebräiſch waren; ſie nahmen, was vor ihnen drängte, für Feinde, und jene, obgleich ſie

hin und wieder die perſiſchen Rundhelme erkannten, konnten dennoch nichts tun als ſich wehren.

Dieſer Kampf Mann gegen Mann währte drei Stunden. Das Lager ſchäumte über von dem ſchauerlichen Getöſe, in das aller Lärm zuſammenfloß: das Klirren von Waffe an Waffe und der dumpfe Schlag von Waffen in Fleiſch, das erbitterte Keuchen und Rufen der Kämpfer, die ſich in der unerträglichen Finſternis wenigſtens hören wollten, und das gellende Jammern der Verwundeten, auf die man trat. Aber alle Schrecken des gewohnten Kampfes wurden überwuchert von der Unbeſtimmtheit des Gegners und einer tiefen Angſt vor ſeiner ungreifbaren Nähe. Schauder und Ungewißheit lähmten die Arme und ſtachelten zugleich einen tobenden Haß. Es gab Männer, die plötzlich gellend lachten und tanzten, andere fielen um, ſobald eine kalte Waffe ihren nackten Bauch ſpitz berührte, viele hieben blind um ſich und ſtießen von Zeit zu Zeit Schreie aus, bis ſie ermüdeten und gleich erſchlagen wurden; allen aber drang Todesſchrecken ins erkältete Herz, lange ehe die unſichtbare Waffe des unſichtbaren Gegners jäh traf — kämpfte man gegen Nachtgeiſter oder böſe Götter? und vergebens ſuchten die entſetzten Augen, an das Dunkel langſam gewöhnt, unter den zahlloſen Armen und Köpfen, die ſich ſchwärzer in der ſchwarzen Luft bewegten, nach gewiſſen Maſſen von Feinden. Befehlsworte in allen Sprachen des Lagers wurden laut gerufen und befolgt und nährten das Gemetzel; es wurde beendet durch die Syrer, die in feſter Ordnung auftauchten und den Griechen ſtürmend in den Rücken fielen: denn da Rabſake glaubte, der rechte Flügel ſei angegriffen und weiche, ließ er ſchließ-

lich das ſyriſche Fußvolk vorgehen, um die Angreifer von der Mauer abzudrängen und ſie von hinten aufzureiben, was im Eilſchritt ausgeführt wurde. Kurze Zeit wehrten ſich die Griechen nach beiden Seiten — dann entſcharten ſie ſich zur Flucht, und das ganze Heer ward von den Syrern ins Land hineingejagt, denn die Kamele und Pferde brachen aus, ſobald ſie Raum hatten, und riſſen die Leibwache mit ſich fort. Die Syrer drängten in geſchloſſenen Reihen nach; als es dämmerte, erkannten ſie die Trümmer der Sichelwagen, entdeckten, daß ihnen der Feldherr fehlte und wohl den Fliehenden gefolgt war, und machten ſich eilig daran, ihn wieder einzuholen.

Als die Sonne aufging, glänzte das Feld rot von Blut und ganz bedeckt mit Leibern. Die Juden hatten ein dumpfes Rauſchen vor der Stadt gehört und voller Angſt den Morgen erwartet; er zeigte ihnen das Lager zerſtampft und den Feind vernichtet. Ein ungeheurer Jubel brach aus. Die Männer eilten aus der Stadt, um für einige Stunden die Schakale zu verjagen, die ihre ſpitzen Schnauzen in die Eingeweide der Toten gebohrt hatten, rot bis zu den Ohren, die Schwerverwundeten zu töten und die Waffen zu ſammeln, für den nächſten Angriff des Großkönigs; alles Gold brachten ſie dem Tempel dar, denn Jahwes Engel allein hatten die Aſſyrer geſchlagen, ohne Menſchenhand. Bei der Kunde ſchrie der König in lautem Jauchzen auf, lachte geſchüttelt und unaufhörlich und klatſchte in die Hände. Aber Jeſaja, als er das Ungeheure vernahm, ward ſteinbleich, ſank langſam in die Kniee, zitternd, und weinte, die Arme auf dem ſteinernen Boden ſeines Hauſes und darauf die Stirn, nahe der

Erde. Unter der Beute, die überreich ſchimmerte von Gold, Geſchmeiden und Waffen aller Art, fand man ſtaunend ein Opfermeſſer des Tempels, von dem niemand begriff, wie es zu den Heidenſchwertern kam: und die es wußten, ſchwiegen; denn viele Leichen waren zu geſtaltloſen Klumpen zertreten. Nur als ſie es, Sebna der Königsſchreiber und drei alte Prieſter, feierlich zu dem Propheten brachten, daß er es beſchaue, hielt er das blutigſchwarze Werkzeug auf beiden offenen Händen wie man ein Kindlein hält, beſah es mit einem langſam ſelig werdenden Lächeln, und drückte es, ſich neigend, an ſeine Stirn. Dann wand er dem nächſten Prieſter die weiße Binde vom Haupte, wickelte es ganz darein, und machte ſich ſelber auf, den Zeugen des Herrn niederzulegen bei den koſtbaren Weihegaben des Tempels.

Revanchen

Herr des weitläufigen Haushaltes im Bayriſchen Viertel war der Bankier Auguſt Sperlich, ein anſehnlicher Mann mit heller Weſte, goldenem Augenglas und roſig blanker Glatze. Soviel von ihm; ſein Ausſehen kommt weniger in Betracht als ſein Daſein. Frau Amélie, eine wohlriechende Vierzigerin von durchaus üppiger Statur, lenkte die Geſelligkeit des Hauſes. Nicht allein, daß ſie ihre eigenen Freunde empfingen, geſetzte und wohlſituierte Leute insgeſamt, — es kamen auch eine ganze Anzahl junger Damen und Herren in Betracht, die die hohen Wohnräume mit heiterem Treiben belebten, ſich in lederne Seſſel ſetzten, aus kriſtallnen Schalen viel Konfekt naſchten oder von niederen Tiſchen Liköre nahmen und goldgeſpitzte Zigaretten. Es gab nämlich eine Tochter im Hauſe, ein ſehr hübſches und blondes Mädchen, wohlgewachſen, vorteilhaft gekleidet und, was ihrem angenehmen Geſicht etwas lockend Prickelndes verlieh, aus ſehr weiten glänzenden Augen von bräunlichem Schwarz in die Welt ſchauend, während doch, und dies eben war das Prickelnde, ihr Geſicht ſeiner roſigen Bildung nach ganz auf das helle Blond ihrer Haare geſtimmt war. Dieſe lebensfrohe junge Dame, Kitty Sperlich, genannt Spatz, trat eines Tages unverſehens eine Reiſe ins Unbekannte an, zu Verwandten nach Zabrze in Oberſchleſien, und wie ſich das zutrug,

ſoll man erfahren; denn nichts iſt ſo lehrreich, als Glückswechſel und Erkennungen zu begreifen, in der ariſtoteliſchen Poetik wie im alltäglich geſunden Spiel des Lebens.

Es iſt gewiß, daß Kitty, genannt Spatz, ſich keiner hervorſtechenden und abſondernden Geiſtesgaben erfreute. Wozu auch? Es kam darauf an, unbefangen zu leben und alles Auffällige und Komplizierte zu vermeiden; das konnte ſie ohne Anſtrengung leiſten. Wenn die Freundinnen ſie dumm nannten — dies kam nur bei ihrer Abweſenheit vor — ſo hieß das, rundheraus geſagt, Überhebung, denn ſie alle waren ebenſo unauffällig begabt, und die jungen Leute — du lieber Himmel! Es gab nichts, was ihnen ebenſo unbequem geworden wäre als Geiſt . . . Es waren Akademiker und junge Kaufleute, die ihre ſchwarzen ſchmalkrempigen Melonenhüte, weit geſchnittenen Anzüge und zart gefärbten Socken zu Sperlichs trugen, und die erſteren hatten die Überzahl für ſich, — „unſere Neffen ſind alles Juriſten," ſagte Frau Amélie ſtolz, und Kitty ſprach dieſen Satz gern nach, mit liebenswürdig ſchleppender Stimme, wobei ſie allerdings „Vettern" ſagte und manchmal auch die Form gebrauchte: „Bei uns verkehren nur Juriſten." Dazu pflegte ſie die großen braunſchwarzen Augen unſchuldig aufzuſchlagen, als entſpräche dieſe harmloſe Übertreibung durchaus der Wirklichkeit . . . Dies war nicht der Fall.

Vielmehr fügte es das Schickſal ſo, daß gerade zwei von denjenigen Jünglingen, die der Auszeichnung akademiſchen Bürgertums nicht teilhaftig waren, in ihre Lebensweiſe einigermaßen erheblich eingriffen, gerade mit jenem Ereignis, von dem wir noch berichten, und die ſomit trotz-

dem zu umfänglicher Betrachtung gelangen. Ich ſpreche von dem Kaufmann E. Hoon und dem Künſtler Guſtav Trällermann. Jedermann ſieht es dem Namen des Künſtlers an, daß er darauf aus war, ein Sänger zu werden, eines Tages ſonderbar und erhebend gekleidet in buntem Putz auf einer Szene zu ſtehen, von unten beleuchtet, und aus geſchwellter Kehle ſiegreiche Töne zu entlaſſen, die ſich einerſeits in ſtürmiſches Händeklatſchen, andererſeits aber in eine ſchwindelnd hohe Gage verwandelten . . . dies war ſein Traum. Und es brachte erſchütternde Tragik in ſein Leben, daß er keine koſtbare Tenorſtimme, ſondern nur einen dröhnenden Baß mitbekommen hatte, deſſen geſchäftliche Ausnützung vom Publikum leider ſchwer behindert wurde, ſchon weil die Rollen dieſer Stimmlage meiſt von unſympathiſch ſchurkenhaftem Charakter waren. Caruſohonorare waren ihm auf immer genommen.

Von Herrn Eugen Hoon zu reden — er nahm, jung wie er war, in dem Stockwerke „Wäſche, Putz, Konfektion“ im Kaufhauſe des Weſtens eine nicht unwichtige Stellung vor den Ladentiſchen ein und gebot über eine Armee von Fräuleins, — ſo war dies ein ungewöhnlich ſchöngeiſtiger Menſch. Wer den prunkvollen Geſchäftspalaſt an der Tauentzienſtraße genauer kennt, wird der Erklärung dafür nahe ſein: beherbergt doch das zweite Stockwerk dieſes Hauſes eine umfangreiche und gepflegte Leihbibliothek; und damit nicht genug, pflegte der ſonderbare Mann ſogar Bücher zu kaufen, nicht zu Geſchenkzwecken, ſondern für den eigenen Beſitz! Unſer Staunen wird ſich mildern, wenn wir erwähnen, daß dieſe Bücher antiquariſch und ſtets im Preiſe ermäßigt ſein mußten;

immerhin waren ſie ſauber und dauerhaft gebunden. Ferner abonnierte er eine Monatsſchrift voll von Literatur, Bildern und Noten, las in ſeinem Caféhaus kritiſche Wochenſchriften und beſuchte die literariſchen Theater, was man von Kitty und ihren Freundinnen keineswegs vorausſetzen darf. Er verwertete ſeine Kenntniſſe mit Umſicht und Wortgewandtheit, fand ſelten Gelegenheit zu loben, und galt mit ſeinem rotbraunen Scheitel, kleinen ſpöttiſchen Augen und ſtarker gerader Naſe für einen ausbündig klugen und gutgekleideten Herrn.

Zwiſchen dieſen beiden beſtanden nun mannigfache Beziehungen, was keinen verwundern wird, der die Gewohnheit der Geſchichtenerzähler kennt. Nicht, daß ſie beide der Kunſt hingegeben waren, jeder auf ſeine Weiſe, — das nicht. Aber anderes hatten ſie gemein: eine Abneigung gegeneinander, die ſich überall und unverhohlen äußerte, die, wie man geſtehen muß, von Herrn Hoon ausging, immer wieder erneuert und ſchließlich von dem Künſtler Trällermann eifervoll erwidert wurde. Woher die Feindſchaft? Niemand wußte es. Niemand? Keiner jedenfalls, der davon ſprach. Genug, ſie beſtand und wurde rückſichtslos ausgefochten. Der behende und redefertige Kaufmann mokierte ſich laut und eingehend über das Benehmen, die Geſtalt und die ganze langſame Art des Künſtlers. Nun muß man zugeben, daß ſie nicht gerade Ehrerbietung und Einſchüchterung erzeugte: auf einem nicht immer geradegehaltenen Körper ſaß ein oben viereckiger, ſich ſchmal ſenkender Kopf mit langer, unten eingerollter Naſe, einer niederen Stirn, unter der zwei runde ſtarre Augen von brauner Emaille ſich bewegten, Ohren,

die recht groß und ungefaltet ſtanden, und dicken Lippen, die ihre Worte nur mühſam entließen, — und wenn dieſes Geſicht nun auf einem länglich dünnen Halſe ſchwebt und von einer breiten und ziemlich lauten Stimme tönt, ſo wird man die Abneigung eines gegen Geräuſche und Schwerfälligkeit doppelt empfindlichen Kaufmannes nicht etwa gerechtfertigt, aber doch nicht unerklärlich finden. Doch ging er offenbar darin zu weit. Er nannte ſeine Erſcheinung „ägyptiſch", ſeine Augen Gänſeaugen, ſeine Ohren Verbrecherohren; ihn ſelbſt verglich er mit der Krummheit der zunehmenden Mondſichel, und wenn eines Abends der Hals des Sängers etwa lang und hager aus dem unglücklich niederen, aber modernen Doppelkragen ſeines Smokinganzuges heraushing, ſo fragte er irgend jemanden nicht allzu leiſe: „Sehen Sie heute, daß Juſtav ein Hälschen hat?" Juſtaf, — er nannte ihn immer beim Vornamen, vertraulich und voll Geringſchätzung, ja, er benutzte, um ſein Gefühl ganz deutlich zu machen, die Verunſtaltungen, die das Volk der Straße den Worten gibt, und war imſtande, wenn der Sänger etwas Dröhnendes aus den Rollen zum beſten gab, die er gerade ſtudierte, in einer Ecke zu jungen Mädchen die Bemerkung zu machen: „Juſtaf brillt", was ein ſtörendes Gekicher zur Folge hatte. Der Sänger, dem man alles gewiſſenhaft berichtete, hob darüber die Achſel und ignorierte es. Er ſei zu vornehm, auf ſo etwas einzugehen . . . Ach, er war es notgedrungen! Wie gerne hätte er mit treffender Spottrede geantwortet, — ihm fiel nichts ein, was im Augenblick wirkte und unwiderleglich ſaß; und was die Prügel anlangte, die der Menſch ohne Zweifel ver-

diente, ſo ſtand feſt, das jener körperlich ſtärker und ein gewandter Sportsmann war. So trug er einen Haß gegen Herrn Eugen Hoon mit ſich herum, der ihn quälte, und dem er nur einem Menſchen, Kitty Sperlich, gegenüber Ausdruck gab. Fragte man aber Herrn Hoon nach dem Anlaß dieſes unerquicklichen Zuſtandes, ſo konnte man hören: „Eine Schachaffäre, mein Beſter. Juſtaf hat mich einmal matt geſetzt, er nahm meine Dame; vorläufig revanchiere ich mich mit kleinen Zügen.“ Ging man zu Herrn Trällermann, ſo konnte dieſer gar nicht Schach ſpielen, und wenn er ſich von Kitty eine Erklärung holen wollte: „Sag mal, Spatz, kannſt du dir vorſtellen, was das bedeutet? Und was hat er überhaupt gegen mich?“ ſo ſagte ſie beſchwichtigend zwiſchen zwei Küſſen: „Denke nicht an ihn, Guſti, er iſt verrückt.“

Und dennoch hätte ſie, ſtreng befragt, geſtehen müſſen, daß für ſie, und für ſie allein, dieſe merkwürdige Schachauskunft Sinn beſaß. Man hat es der vertraulichen Form ihres Dialogs mit dem Sänger bereits angehört, daß dieſe beiden irgendwie verbündet, vertraut, freundlich vereinigt waren. Um es kurz zu machen, ſie liebten einander heimlich und in Freuden.

Und wer iſt nun nicht ſo ſcharfſinnig, alles Fernere zu erraten, die Feindſchaft, die unverſtändliche Auskunft und Kittys Beſchwichtigungen? Das iſt es: vor dieſem Sänger hatte Eugen Hoon die Gunſtbezeigungen der hübſchen jungen Dame genoſſen, — die „genommene Dame“ — und ſie hatte ihn fortgeſchickt, hatte ihn „laufen laſſen“, als ihr Wohlgefallen an Guſtav Trällermann einen entſprechenden Grad erreicht hatte ... Von dieſem Vorgänger aber wußte Guſti nichts,

glaubte nicht einmal, daß einer gelebt habe (außer einem kleinen Vetter, der vor fünf Jahren Kitty „einweihte," als sie etwa vierzehn alt war); und man konnte sich unmöglich vorstellen, was geschah, wenn er erfuhr, daß gerade dieser verabscheute Mensch Kitty vor ihm geküßt und bei sich gehabt hatte: denn der Künstler hielt auf relative Reinheit, eben aus Furcht um seine unersetzliche Gesundheit. Daß er von alledem nichts zu wissen bekam, lag halb an der auf praktischer Erwägung beruhenden Einigkeit der Freundinnen in allen Dingen ihrer Liebesspiele, halb aber an der fast unverständlichen Wesensart des Herrn Hoon. Als sich herausgestellt hatte, daß er den Künstler haßte, nahm ihn Kitty eines Tages beiseite und sagte ihm: „Du kannst Gusti Trällermann nicht leiden? Das tut mir leid . . . Ich hatte gehofft, daß er dir gefallen würde, er ist ein so guter Junge;" und als Herr Hoon hierauf spöttisch meckerte und ihr versicherte, sie sei noch ganz so köstlich wie früher, fuhr sie fort: „Jedenfalls habe ich eine Bitte an dich, und ich weiß, du wirst sie mir erfüllen, denn du hattest mich doch einmal sehr lieb" — „Wie du mich, nicht mehr" — „und also sorge dafür, daß er nichts von dem erfährt, was wir miteinander hatten, bitte, ja? Es wäre mir sehr peinlich." „Mir noch viel, viel peinlicher, kleiner Spatz, sei sicher. Dieser Nachfolger macht mir Schande." Und somit hielt sie sich auch von dieser Seite her für gedeckt. Sie glaubte fest an seine dumme Anständigkeit, gewiß, daß er schweigen werde, denn als sie ihn nach Szenen und Kämpfen schließlich zum Abschiednehmen brachte, nachmittags im Park von Schloß Bellevue, hatte er die Augen un-

unterbrochen voll von Tränen gehabt; somit hatte er sie sehr geliebt, liebte sie sicherlich heute noch und war also wert, gründlich verachtet zu werden, — denn auch ihr Denken wurde unbewußt von dem gültigen Satze beherrscht: Er hängt sich an eine wie mich, — was kann er also wert sein? Verachtung.

Und trotzdem geschah das Folgende. Ein Klub, dem man angehörte, um sommers Tennis zu spielen, gab einen Maskenball, ein heiteres und buntes, ganz ausgelassenes Fest, wo man sich stellen konnte, als kenne man einander nicht, während doch die Herren ziemlich genau wußten, wer ihnen auf dem Schoße saß, und die Damen, wer sie küßte, zwischen die Schultern und auf die Brust . . . Walzer und Sekt, das Parfüm der Frauenhaare und der Zigaretten, bunte Lampen, die in milchigem Dunste glänzten, Blumen, die in Vasen welkten, und eine erregte und zitternd bewegte Menge in Gewändern bunt von Farbe, Flitter und Tand; dazu das Bewußtsein der sichernden Maske, ein gewisses Außersichsein, Kühnheit, die wuchs und die nicht bloßstellte, weil man dennoch unter seinesgleichen blieb, — was anderes mag alles das erzeugen als ein schwüles Glück, wild bei dem einen, müde bei einem anderen und bei einem dritten sanft und träumerisch . . . Kittys Augen glänzten pikant und trunken aus dem schwarzen Visier, ihre Lippen boten sich feucht, tiefrot und geschürzt langen Küssen dar, schon hing ihr Haar ohne Locken herab und verlor sich hellblond über die rosige Nacktheit von Armen, Schultern, Nacken und Hals, und ein seidengrünes Kleid schlug sich wie feucht und aus dem tiefen Meer geschnitten um ihren Leib und an ihre Schenkel;

ein Saum von Binſen und bleichen Waſſerroſen war dareingeſtickt. Sie kehrte ſoeben von einem Tanze zurück, heiß und atmend, und ſetzte ſich auf den Platz, von dem man ſie geholt hatte. Wer ein Frömmler iſt, der leſe dies nicht weiter: denn der Sitz waren Schoß und Knie eines Ritters ... Weſſen? Wie heißt der junge Held, von langen blonden Locken umwallt, in ein ſilbernes panzerartiges Gewebe gehüllt, mit himmelblauem Mantel, Silberhorn, Schwert und Schild, darauf wie auf die Schulter des Mantels ein weißer ſegelnder Schwan gewirkt iſt? Lohengrin weilt unter uns, der Sohn des Grals, der Schwanenritter, edel umwogt vom Erinnern an hoch ſingende Geigen und eine ſüße ſchmetternde Heldenſtimme, der Verteidiger der Unſchuld, Parſifals hehres Kind! Der Schwanenhelm ſtand auf einem kleinen weißen Tiſche, neben dem gewichtig blanken Sektkühler; eine weiße Maske lag dabei, und das Antlitz, das auf länglichem Halſe brünett, mit runden Augen aus braunweißem Stein und unten eingerollter Naſe aus dem Kragen des Gralsmantels emporſteigt, wird von uns trotz blonder Locken erkannt: Trällermann iſt es, Sänger und Baſſiſt ... Die Sehnſucht hatte ihn in dieſe Verkleidung hineingetrieben; einen Abend lang wenigſtens wollte er das blonde Heldenleben des Tenors führen. Doch jetzt ließ er ſich von Kitty küſſen, die eng bei ihm den roſigen Arm um ſeinen Hals gewunden hatte, hielt ſchräg ein Sektglas in der Hand und blickte ſanft und träumeriſch.

„Ich wollte bloß wiſſen, wo du das Küſſen gelernt haſt," ſagte er langſam.

„Bei dir nicht, dummer Guſti, nein, nicht bei dir,"

lachte die Nixe und ſpähte hurtig ſchräg hinüber zu einem Tiſch, an dem ein violetter Marquis ſaß, mit zurückgebeugtem Kopfe eine Zigarette rauchend und mit einem kleinen blanken Degen ſpielend: er fing den Blick, erhob ſich und kam langſam auf die beiden zu, die hübſche Waffe einſteckend; ſein Haar braunrot, die Naſe ſtark und gerade, Mund und Augen ſpöttiſch und müde. Unterdeſſen ſagte Lohengrin noch, einfach und zärtlich: „Eigentlich ſeid ihr Weiber doch alle kleine Schweine.“ — „Würden wir ſonſt zu euch paſſen?“ gab Kitty unbeleidigt und luſtig zurück . . . Dann ſtand Eugen Hoon vor ihnen, verbeugte ſich und ſagte: „Daignez, Madame, me donner votre main . . .“ — „Wozu, Marquis? Ich will nicht mit dir tanzen.“ — „Mais moi, je le veux bien.“ — „Darauf kommt's aber nicht an. Ich will nicht.“ Herr Trällermann miſchte ſich mit lauter Stimme ein, indem er ſein Schwert ergriff, das beträchtlich mächtiger war als des anderen kleiner Degen. „Machen Sie doch, daß Sie fortkommen, Sie ſehen doch, daß man Sie hier nicht wünſcht!“ — „Brille nich, Juſtaf,“ ſagte der Marquis ruhig; „kommſt du, kleine Nixe? Nimm dich in acht, Kleines!“ — „Ach, vor dir! Und was ‚Kleines‘ betrifft: ich hab' dich mal geſehen, nachmittags im Park von Bellevue, da warſt du ſo klein vor mir, ſo klein,“ und mit der Handfläche nahe am Boden, „ſo klein!“ Eugen wurde ſteinbleich, ſchloß die Augen, öffnete ſie: „Du biſt gemein,“ und ging. „Was iſt denn los?“ fragte der Sänger mühevoll, denn er begriff nicht. „Nichts. Laß. Der hat's. Er wird nicht wiederkommen und dich ärgern.“ Dies geſchah gegen zwei Uhr.

Um vier Uhr früh mußte Kitty heimfahren. Um ein Viertel nach vier kam ein kleines hübſches Mäskchen zu Guſtav Trällermann, begehrte mit ihm zu tanzen, ließ ſich hernach auf einen brünetten Arm küſſen und gab ihm, ehe es fortging, einen kleinen Brief, indem es ihn mit großen ſchwarzen Augen anblitzte: „Du kennſt mich hoffentlich. Nun, das, was da drinſteht, iſt wahr; ich weiß es, und wir Mädel alle wiſſen's. Viel Vergnügen!“ Der Sänger las und fiel auf einen Stuhl, nach Luft atmend: „Werter Juſtaf, da Sie jetzt daran ſind, wie einſt ich, einen gewiſſen Leberfleck unter einer gewiſſen weißen Bruſt zu küſſen, ſo übernehmen Sie doch, wie einſt ich, die Sorge dafür, daß die reizende Trägerin desſelben Flecks öfter badet als wöchentlich einmal. Für die Wahrheit der hierin enthaltenen Behauptung ſtehe ich ein. Ganz zu Ihrer Verfügung Eugen Hoon.“ Nachdem er Atem und eine geringe Faſſung wiedererlangt hatte, ging er torkelnd von Schreck, Schwäche und Alkohol in die Garderobe, wickelte ſich ein und ließ ſich von einem Auto nach Hauſe tragen. Und während er durch die Nacht ſauſte, knetete und ſtampfte ſich in ſeinem Herzen aus Haß, Entſetzen und Ohnmacht ein zäher Teig, in dem Rachſucht gärte. Denn in der Verdunkeltheit ſeines ohnehin trüben Denkens, die vom Weine, dem Tabak und der Erregung bewirkt wurde, ſah er nur das eine: er war aufs furchtbarſte beleidigt, er konnte das nicht ertragen. Er mußte ſich rächen, ſich Luft machen, er war ſonſt lächerlich und unmöglich auch vor ſich ſelbſt. Aber wie denn? Erwartete dieſer Menſch nicht ſeine Forderung? Hatte er nicht geſchrieben und obendrein unterſtrichen, daß er „ganz zu ſeiner Verfügung“

ſtände? Piſtolen? . . . Und ſeine Stimme, Zukunft, Ruhm, Glanz und Glorie? . . . Und ſchuldete er nicht der Menſchheit, daß er leben müſſe, geſund und unverletzt? . . . Aber Kitty! Sie hatte ihn betrogen, hatte ihm alles verſchwiegen, hatte ihn hintergangen, und jedermann hatte darum gewußt, außer ihm; alle hatten ſie ihn ausgelacht, im geheimen oder hinter ſeinem Rücken . . . und vielleicht, gewiß auch ſie! Sie ſollte ihn kennen lernen: fort mit ihr, Donnerwetter, fort mit der Sau!

Er ſtolperte und klirrte, die Stufen mit dem Schwerte ſchlagend, die Treppe hinauf, entzündete die Schreibtiſchlampe und riß, nachdem er Helm, Schild, Mantel und Horn auf das Sofa geworfen hatte, eine Schublade heraus. Ihr entnahm er ein nett geordnetes Paket Papiere, enthaltend, wie er wußte, ſiebenunddreißig Briefe, neun Poſtkarten und zwei Stadttelegramme, aus denen dieſe ganze Liebe mit Verabredungen auf der Straße, Spaziergängen und Beſuchen, Hingaben und Liebesſchwüren zuſammengeſtellt werden konnte, und fügte eine Locke und zwei photographiſche Bilder des ſchönen Mädchens hinzu, die er aus ſeiner Brieftaſche holte, und die ihm nur eine neue Wutwelle aufſchäumen machten. Dann ſuchte er einen großen gelben Briefumſchlag, angeſchafft, um ein Bild zu verſenden, ſchob das ganze Liebespaket hinein, dazu das Billett des Feindes, und wollte es an das Mädchen adreſſieren. Aber während er mit großen Buchſtaben „Einſchreiben!“ hinmalte, flammte in einem Blitze die ganze verdrängte Rachſucht der vergangenen Monate zu heizender Lohe auf, und mit einem nicht eben zarten Lächeln ſchrieb er: „An Frau Amélie Sperlich, eigenhändig,“ und einen Brief da-

zu, in dem er auf drei Zeilen um Verzeihung bat, ſie ſo lange hintergangen zu haben. Darauf legte er den geſchloſſenen Brief hinaus, damit ſein Wirt ihn beſorge, und ſchweren Kopfes aber lächelnd ging er zu Bett.

Liege nun, Trällermann, blaß und ohne Bewußtſein, atme mit halb offenem Munde und gib dich ſchnarchend dem ſchweren Schlafe hin, der dich wie mit ſchwarzer Erde ganz begräbt, . . . du erwachſt, wann auch immer, zu früh. Am hohen Mittag wirſt du ermuntert werden, dein Kopf wird ſchmerzen, und du wirſt erſt alles vergeſſen haben; dann wirſt du Dumpfes ahnen, Unruhe ſpüren, dich beſinnen und im Bette aufrichten, den Helm auf dem Schreibtiſch erblicken und dabei den Federhalter, — alles, alles jäh begreifen und zerfreſſen werden von grauſam wütender Reue, mindeſtens drei Tage lang.

Die Flucht der van Spandows

(Meiner Schweſter Ruth)

I

In der Nacht des 12. April 1821, in der Nacht „der Behütung", als die jüdiſchen Familien von Oranienburg — denn es begibt ſich dieſes Ereignis unter den Juden, jenem unbekannten Volke, das mit geſonderten Sitten und eigenen Wertungen einſiedleriſch unter uns lebt — den Eingang des Paſſahfeſtes nach Art aller geſetzestreuen Iſraeliten des Erdballs feierlich begingen, ſchreckte ſie von der feſtlichen Abendtafel, dem weißleuchtenden, mit flachen ungeſäuerten Kuchen und bitteren Kräutern, rotem Wein und hellen Kerzen beſtellten Sſedertiſch, der donnernde Galopp eines Pferdes auf rauher Straße an die Fenſter; und mancher chriſtliche Mitbürger fuhr, dem erſten Schlafe entriſſen, ſtöhnend empor und ſaß aufrecht und verſtört — war die Epoche der Kuriere und Eilreiter wieder da? — bis das Getöſe fern verhallte. Der Regen ſang unwirtlich an den Scheiben. Der dieſes Roß hinausjagte, war der ehemalige Kapitän der holländiſchen Chasseurs à cheval, Wolf van Spandow. Er floh vor dem Unglück ſeiner jungen Frau, deren Geſchichte ich hier erzählen werde.

II

Ruth Oſtertags Ruf war, daß in ſieben Meilen Umkreis kein ſchöneres und tugendhafteres Mädchen zu finden

ſei, und, wie auch immer ſolch übertriebene Gerüchte aufkommen mögen, dieſes entſprach beinahe der Wahrheit. Sie ſchritt als Demoiſelle von achtzehn Jahren mit dem braungeflochtenen Korbe über den Markt — und alle Männer wandten ſich nach ihr um und gingen dann freundlich lächelnd und einen Augenblick abweſend, wohl auch leicht mit dem Kopfe ſchüttelnd, ihren Geſchäften nach. Hingen ihre kaſtanienfarbenen Zöpfe nicht bis an die Knie hinunter, dick wie Kinderarme, und leuchteten in dem ſehr weißen Geſicht nicht größere und braunere Augen, ſanfter glänzend und unter länger geſchwungenen Brauen, als man jemals im Märkiſchen erblickt hatte? Fand man nicht ſelbſt die Marktfrauen, dieſe ſonderbaren Alten, die Kohl, Obſt und Salate feilhielten und wahrlich nicht ſanfter Gemütsart waren, fähig, ihr eine Blume oder eine rötliche Edelbirne zu verehren, deren Farbe mit der Wange des Mädchens an Lieblichkeit nicht ſtreiten konnte? Sacht und aufrecht ſchritt ſie über die runden Steine des Pflaſters und begab ſich nach Haus, zu ihrem beſchäftigten Vater, ohne den Beaux der Stadt auch nur einen Blick zu ſchenken. Die nutzloſen und immer heller brennenden Flammen der vergeblichen Liebhaber trieben jene dazu, ſie ſtolz, hochmütig und herzlos zu nennen, und ſtolz war ſie. Aber an das andere mochten die Beklagenswerten vermutlich ſelbſt nicht glauben; ſie logen aus Verzweiflung und heirateten ſpäterhin irgendwen mit ausreichender Mitgift. . .

Mit ſanfter und ſtets freundlicher Stimme, mit Bewegungen, die niemals ihre Anmut verloren, verſorgte Ruth den kleinen Haushalt und behielt doch noch manche Stunde

des Tages für ſich. Sie war viel allein, denn ihr lieber Vater hatte oft über Land zu fahren und zu reiten. Er wäre wohl gern Arzt geworden, aber als er jung geweſen, hatte man daran nicht denken dürfen. So betrieb er jetzt aufmerkſam, wenn auch ohne Haſt, ein Geſchäft mit Getreide und Kartoffeln, und manche Woche kam es vor, daß er, beſonders im Sommer, am Montag früh in ſeine ſemmelgelbe Kaleſche ſtieg, vor der die beiden Braunen geduldig warteten, bis der Abſchied beendet war, und erſt am Freitag nachmittag beſtaubt und zufrieden wieder vor dem Wohnhauſe im Zopfſtil vorfuhr, während er vergnüglich knallte und lärmte, dann Peitſche und Zügel dem Kutſcher übergab und mit wohlbewahrter Rüſtigkeit vom Bocke ſtieg, die Tochter zu küſſen, zu betrachten und wieder zu küſſen, bis die Wohlfahrt der Pferde ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Kam er dann, halb andächtig noch und halb ſchon behaglich geſtimmt von dem Abende, der ihm bevorſtand, aus dem kleinen Betſaal in ſeine ſtille Wohnung, in das Eßzimmer, darin ſchon die Sabbatlampe von der Decke hing, mit ſieben rundgeſtellten Lichtern blinkend wie ein ſanfter ſiebenſtrahliger Stern, ſo empfand er es nur ganz leiſe, daß ſeine geliebte und ſchöne Frau Ulrike im dritten Jahre ſeiner Ehe zu Gott eingegangen war, nachdem ſie Ruth noch einmal geküßt hatte, das Kind, das ſie ſoeben geboren, und das ihr Ebenbild geworden war. Stille und zarter Friede weilten in dem Hauſe Alexander Oſtertags, und wenn die Mahlzeit vorüber war, das einſame und heitere Mahl des ergrauten Herrn mit dem jungen Mädchen im grünen Seidenkleide, und nur der gelbliche Rheinwein auf dem damaſtenen

Tiſchtuch einen goldenen Schein ſpielen ließ, dann lehnte er ſich in den umfänglichen Seſſel zurück, liebkoſte das glänzende Haar der großen Ruth, die ihm zu Füßen auf einem niederen Schemel hockte, und es begannen jene liebenswürdigen Berichte zwiſchen Vater und Tochter, welche Kleinigkeiten des Alltags, die man ſonſt vergißt, zu Kränzen mitteilender Liebe zuſammenflochten. War dies erledigt, ſo kam die Reihe an die Bücher. Oſtertag lebte als frommer Mann, jedermann wußte das, aber er war, als gereiſter Kaufmann, der gleichwohl Muße hatte, der zeitgenöſſiſchen Bildung keineswegs feind, und er hatte der Tochter alle ſeine Neigungen mitgeteilt, auch ſeinen etwas abſonderlichen Geſchmack. So las ſie denn an jenen Sabbaten und Sonntagen mit helltönender Stimme und andächtigem Tonfall aus dem wenig beliebten Roman des Weimaraner Miniſters von Goethe „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ vor, einem langen und ſtreng geſchriebenen Werke, deſſen Vorzüge und Vollkommenheiten er ihr unabläſſig rühmte und liebevoll erklärte, indem er ſie an paſſenden Stellen behutſam unterbrach; während er für jüngere und geradezu vergötterte Schriftſteller, wie den großen Jean Paul, nur ein mürriſches Achſelzucken übrig hatte. Ja, man fand auf ſeinem Schreibtiſch ein übrigens der Tochter verbotenes und entzogenes Buch, welches kurz nach dem unheilvollen Friedensſchluß zu Tilſit erſchienen war, eine Tragödie jenes Dichters nach altdeutſchen Motiven, wie man ſie jetzt wieder ſchätzte, „Fauſt“ genannt — ein merkwürdiges Gedicht, dem man Sittenloſigkeit und Dunkelheit nachſagte . . . Überhaupt kaufte er, obwohl die allgemeinen Laſten und Vermögenseinbußen ihn

keineswegs verſchont hatten, auf dem Subſkriptionswege ein vollſtändiges Exemplar der geſammelten Schriften des Herrn von Goethe, die in dem unglücklichen Jahre 1806 bei Cotta in Leipzig zu erſcheinen begonnen hatten; und man konnte ihn manchmal ſehen, die Hände auf dem Rücken, wie er vor ſeinem Bücherſchrank ſtehend die Reihen der kleinen rotbeſchildeten Pappbände zärtlich betrachtete oder den jüngſt herausgekommenen Roman „Die Wahlverwandtſchaften" ſtreichelte, darin blätterte und wieder ſorgſam hineinſchob. Wenn Ruth jedoch allein war, an den Abenden und Nachmittagen mancher Woche, dann hatte ſie eine andere Lektüre. Zwar waren die „Iphigenie" des oben erwähnten Dichters und ſeine berühmte Erzählung „Die Leiden des jungen Werther" auch ihr lieb und vertraut, und wenn ſie in zarten Stunden dieſem unglücklichen Jüngling Gehör ſchenkte, konnte es geſchehen, daß ſie bald aufhören mußte zu leſen, weil ihr Tränen die Blicke hemmten und auf das Buch fielen; noch lieber aber fühlte ſie mit, wenn ſie in den Trauerſpielen des leider ſo jung geſtorbenen Schiller las, im „Tell" etwa oder im „Don Carlos". Der hohe Adel ſeiner Sprache und das gewaltige Gefühl der Verpflichtung gegen eine höhere Macht oder Aufgabe, welches in einigen ſeiner Geſchöpfe lebt, ſprach laut zu dem, was ſie ſelber zu empfinden glaubte und was ſie von ſich jedenfalls verlangte und erwartete: die Erfüllung einer Pflicht, welche ſie wohl nicht genau kannte, einer „Liebe" vorzuziehen, die ſie allerdings noch weniger kannte. Daher, als der alte und väterliche Freund des Hauſes, der ehemalige Bankier Arnold van Spandow, von dem noch zu reden ſein wird, ein großer

Kenner der franzöſiſchen Literatur, ihr einen hübſch in Leder gebundenen und kompletten Pierre Corneille ſchenkte, nahm ſie auch dieſen Dichter mit Begeiſterung auf, und das gehaltene Maß ſeiner Form wurde faſt überſehen vor dem ſtarken Ergreifen ſeiner heroiſchen Perſonen. Oft, wenn ſie ihr ſchönes Geſicht auf eine feine Handarbeit herabneigte, am Fenſter ihres hellen Mädchenſtübchens ſitzend, ſagte ſie für ſich jene prachtvollen und pathetiſchen Redewendungen her, in denen Don Rodrigue und Donna Chimène im Wettſtreit der Ehre begriffen ſind, und als ſie von dem alten Freunde auf die Tragödie der Bérénice, Prinzeſſin von Judäa, aufmerkſam gemacht wurde, die Racine in den wohllautendſten Alexandrinern verfaßt hat, las ſie das Werk zwar zu Ende, denn es ſchien ihr unmanierlich, einen ſo berühmten Dichter gleichſam nicht ausreden zu laſſen — aber nur unter Äußerungen heftigen Abſcheus, und rief ganz böſe aus: „Nein, Onkel Spandow, Ihren Racine mag ich gar nicht. Dieſe Bérénice — pfui, ja, ich ſage pfui, wenn Sie auch lachen. Titus, gut, er gefällt mir, er tut ſeine Pflicht, es geht ihm ans Herz, aber er verzichtet. Und ſie? Sie wirft ſich ihm an den Hals, die Perſon! Hören Sie ſie doch reden:

Depuis quand croyez vous que ma grandeur me touche?
Un soupir, un regard, un mot de votre bouche
Voila l'ambition d'un cœur comme le mien:
Voyez moi plus souvent et ne me donnez rien.

Und wie ſie ſich nachher aufführt, dieſe Schwätzerin!“ „Nun, Ruthchen, laſſen Sie gut ſein, davon können Sie nichts verſtehen,“ ſagte der alte Herr heiter und ſteckte den geſcholtenen Dichter in die Taſche, „wir wollen Sie ſpäter über dieſen Punkt reden hören,“ und er lächelte liſtig.

III

Sie fühlte ſich ſehr als Jüdin. Sie war die Tochter des älteſten und auserwählteſten Volkes, das ſtark und zäh auf der Erde lebte, ein unzerſtörtes Zeugnis aus der Zeit, in der die Pyramiden aufgetürmt wurden und Babylon hinten, im Dämmern der Zeit, die Welt beherrſchte. Nicht, daß ſie je hätte empfinden müſſen, wie ſehr dieſes Volk zugleich das verachteteſte war; man lebte in Frieden und Duldſamkeit mit den chriſtlichen Mitbürgern zuſammen, von der Wirkung der Aufklärung, des großen Königs und der großen Revolution zehrend, und überdies hätte kein Menſch die Roheit beſeſſen, dieſem ſchönen und klaren Mädchen weh zu tun ... Aber nach innen galt es gewappnet zu ſein. Die neue Freiheit des Denkens der Zeit, welche alte Vorurteile zerbrach, aber die frevleriſche Zerſetzung auch an die ewigen Grundgedanken der Religion herantrug — gab es nicht ſchon Menſchen, welche Gottes Daſein leugneten? — die neue Brüderlichkeit in der Geſellſchaft und die ſoeben verkündete Gleichheit im Staate berauſchte viele Juden der jungen Geſchlechter und veranlaßte ſie, voller Begeiſterung den neuen Brüdern entgegenzueilen und den Glauben der Väter als altmodiſches und hinderndes Erbteil aufzugeben, um chriſtliche Bürger des Staates zu werden, oder aus Pietät zwar dieſen äußerſten Schritt zu unterlaſſen, jedoch mit erhabener und ſpöttiſcher Miene über die teuerſten Lehren ihres Volkes hinwegzulächeln. Ruth Oſtertag floh vor ſolchen Entfremdeten mit äußerſtem Widerwillen; ein „Abtrünniger“ erregte ihr Schaudern vor Abſcheu. Sie hatte früh und

gründlich die heilige Sprache erlernt und las nun und lebte in der Pracht der Heiligen Schrift, welche für ſie nicht fremdartig war, ſondern vertraut wie die Koſtbarkeit eines heimiſchen Palaſtes. Die Antlitze der Patriarchen tauchten auf, umdunkelt, geformt aus Zeit: ſie hatten den Herrn von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut, und noch zitterte Ehrfurcht über ihrer Haut und in ihren greiſen Haaren. Ihre Frauen blickten großäugig in die Ferne wie über Myriaden, Sproſſen ihres Schoßes. Das Haupt Moſchehs dräute mit gewitternden Brauen über Ungehorſame, ein Fels: und der rauchende Berg hinter ihm brannte nicht düſterer als ſein Zorn und ſein ſchwerer Wille. Joſua trug vor ſich hin das nackte Schwert, Gideon aber die Fackel und den Krug, an Simſons Mähne zupften die Finger einer Frau. Und die nun kamen, hatten Kronen; auf einem düſteren Haupte trug ſie Saul, der Gezeichnete des Herrn, auf einem triumphierenden David, und keiner trug ſie ſchöner als Salomo, der erwählt war, den Tempel des Höchſten zu bauen, das Haus des Glanzes und des unauslöſchbaren Sehnens ... Aber das Reich verſank, Unheil brach ein, die Propheten ſchrien mit flammender Stirn, die Makkabäer ſchüttelten verzweifelt Judas letztes Schwert, dann fuhr eine Fackel im Bogen aus der Hand des Legionärs und fiel in den Tempel und nichts blieb als Elend, Dunkel und Gram. Und das Mädchen fühlte in ſich die Verantwortung, die dieſe Welt ihr auferlegte, und ſie trug ſie gerne, ſtolz zu ſein und aus irgendeinem Grunde vorbildlich zu leben, eine Aufgabe, die nur erſt eine dumpfe und ſtarke Ahnung, nicht einmal ein Gefühl war. Gott ſelbſt hatte ihr dies gegeben, der Gott des

Zornes und der allgewaltigen Güte, den ſie liebte und zu dem ſie betete.

Der alte Bankier Arnold van Spandow ſagte zu ſeinem Freunde, indem er freundlich lächelnd ſein glattes Kinn umfaßte: „Oſtertag, ſie hat Sinn für Größe," und damit hatte er das Rechte getroffen, was übrigens keineswegs ſchwer zu finden war; und dieſen Sinn wandte ſie nicht nur auf die ferne Hiſtorie ihres Volkes an, ſondern auch auf Europas jüngſte Erlebniſſe, auf das, was ſoeben noch Gegenwart geweſen war. Ohne Umſchweife geſtanden, verehrte ſie mit begeiſterter Glut — was freilich nur von den beiden alten Herren gewußt und gebilligt wurde und was, wäre es offenkundig geworden, ihr den gerechten und allgemeinen Abſcheu aller chriſtlichen und der meiſten jüdiſchen Mitbürger eingetragen hätte — den kaum und endlich entthronten und iſolierten ehemaligen Kaiſer der Franzoſen, den korſiſchen Parvenu Napoleon Bonaparte. Zugegeben, daß dieſes blutrünſtige Scheuſal, dieſe Geißel des Menſchengeſchlechtes die Zuneigung eines zarten Mädchens am wenigſten verdiente, ſo iſt doch mehreres in Betracht zu ziehen, ehe man ſie verdammt: erſtlich hatte ſie den Imperator, deſſen Taten ihr ganzes Leben lang die Welt in Zuckungen verſetzten, niemals von Angeſicht geſehen, nur die ungeheuren Wirkungen ſeiner Wünſche und Befehle erlebt, die Menſchenmaſſen, die ſein Atem umherblies, die Königreiche, die ſein Gutdünken vernichtete oder neu ſchuf — wahrlich, er war wie ein Gott in dieſe Welt getreten! Hatte er nicht ferner, überall, wo er ſeine Macht hintrug, ihrem geknechteten Volke Freiheit und Ehre gebracht? Hatte er nicht in Paris ein glän-

zendes Synhedrion von Rabbinen einberufen, um dem Volke Gottes neue Geſetze geben zu laſſen, und hatte er ſie nicht feierlich begrüßt, nicht anders als Biſchöfe der Chriſten? Wo noch in Europa wurden die Juden in allem den Chriſten gleichgeſtellt? Und andererſeits — hatten nicht die deutſchen Regierungen, als ihnen die Bataille von Belle-Alliance im vorigen Jahre endlich alles Geraubte wiedergab, ſogleich damit begonnen, die Juden in den alten Zuſtand von Beengtheit und Sonderſtellung zurückzudrücken? Dies allein hätte genügt, um dem ſchönen Mädchen das Herz mit den Träumen vom großen Kaiſer, vom neuen Alexander, zu entzünden. Aber am ſchwerſten wog, daß ſie ihn nur aus Bildern kannte, aus Stichen nach Gemälden berühmter Künſtler, die den erſten Konſul darſtellten, indem ſie aus ihm einen ſchönen, dunkeläugigen und heldenmütigen Jüngling formten, deſſen leuchtende Blicke, deſſen ausgeſtreckte Hand die Erinnerung an Lodi, an Arcole, an die Pyramiden weckten und der, indem er die Alpen überſchritt, den Ruhm Hannibals zu dem ſeinen machte. So ſchritt ihr der Kaiſer vor Augen, ewig jung und ſtrahlend, der Herr der Welt, Cyrus, den Gott geſandt, um ſein Volk zu befreien und dem er die Erde als Lohn überlaſſen hatte, ſie zur größeren Ehre des Herrn der Heerſcharen zu verwalten.

In ihren Träumen und häuslichen Verrichtungen lebten Oſtertags ſo, ungeſtört durch viele Bekannte, und wenn ſie ſich auch keineswegs dem öffentlichen Leben entzogen, ſo ſah das große, rote Empfangszimmer mit den ſteif graziöſen Möbeln aus Paliſanderholz doch nicht oft Beſuche; kam jedoch jemand, ſo wurde er freundlich und gaſt-

frei empfangen, Ruth plauderte unbefangen mit ihm, indem ſie die Hände im Schoße zuſammenlegte, und nach einigen Minuten brachte das Mädchen ein wenig häusliches Buttergebäck und einen bunten und ſüßen Likör herein, worauf der Beſuch ſich erkundigte, ob Ruth den Kuchen wirklich ſelbſt gebacken habe und ihn, falls er ein Mann oder eine ſehr freundliche alte Dame war, nun noch bei weitem delikater zu finden behauptete ... Ruth hatte wenig Freundinnen, gar keine in Wahrheit, ſie war wohl zu ſchön und abſonderlich dazu, und die Neigungen der anderen jungen Mädchen gingen zu weit abſeits von ihren eigenen; nur das gute, leider auf dem linken Auge ein wenig ſchielende Hannchen Saltz — o, es war nicht ſchlimm, wenngleich merklich — fand ſich hin und wieder ein, luſtig, geſprächig, ſchwarz und nicht ſonderlich weiſe. Allein ein altes Ehepaar kam regelmäßig jeden Sonntag nachmittag zum Beſuch, ein altes, heiteres Frauchen in einem Kleide, welches oben ſchmal, unten jedoch äußerſt weit und faltig war, mit einem Häubchen aus weißem Taft und einem ſchwarzen Pompadour, der regelmäßig etwas ſehr Leckerhaftes für das große Mädchen enthielt, und ein alter Herr mit glattem Kinn, welches er mit der linken Hand zu ſtreicheln liebte, in einem weitſchweifigen Rock mit engen Ärmeln und aus feinem, ſchwarzem Tuch, einem hohen, glänzenden Hute und einem Stocke aus dem Zahne eines Narwals, weiß, ſchwer, mit goldnem Knopf: das war der ehemalige Bankier Arnold van Spandow und ſeine Frau Malwine, geborene Lewin. Sie begrüßten den alten Oſtertag mit ſtehenden Redewendungen, wie etwa: „Ja, da ſind wir nun wieder eingedrun-

gen, Oſtertag . . . Wir ſtören doch nicht, Gott behüte? Ruth, Sie ſehen wieder aus wie eine Roſe, unberufen . . . Ja, das blüht, und wir indeß . . .“ damit ſetzte man ſich auf ſteife Stühle, die wenig von Verweichlichung zeugten, und nahm aus kantig geſchliffenen, hochfüßigen Kriſtallkelchen, die der Gaſt und Freund andächtig zu drehen liebte, alten Wein, Tokaier oder Pontac, hellen, herberen für die Männer, dunkleren, faſt roten für die Frauen, die ihn nun einmal ſüßer vorzogen, obwohl Herr van Spandow Worte wie „Sirup“ hören ließ; dazu etwas häusliches Buttergebäck oder einen Napfkuchen, welcher gottlob keine Streifen aufwies, oder manchmal einen flachen Mohnkuchen, der vor Fett das weiße Papier durchſichtig machte, worauf er lag, vor Gänſefett, verſteht ſich; und der zwiſchen den beiden Frauen, der alten und der jungen, zum Geſpräch wurde, an dem die Männer allerdings einen ſachkundigen und heiteren Teil nahmen, denn ſchließlich war man ja der Mitleidende, wie van Spandow ſich ausdrückte. Er galt als der reichſte Mann der Stadt, und es hieß, daß er ſelbſt in Berlin, welches ſich übrigens wieder lebhaft zu regen begann, kaum einen reicheren finden werde. Er hatte verhältnismäßig wenig gelitten, weil ſein Geld in Holland angelegt war, in Kaffee, Tee und Baumwolle, woran man während der ganzen Jahre der Kontinentalſperre rieſenmäßig hatte verdienen können, bei Banken in Amſterdam und Antwerpen, mit denen ſchon ſein Vater in geſchäftlicher Verbindung geſtanden hatte und denen man eine Zuneigung bewahrte, vielleicht noch aus der Zeit, wo der älteſte van Spandow mit anderen Juden und Chriſten, Handwerkern und Bauern aus Holland

nach der Mark gekommen war, herbeigerufen durch den ſtaatsweiſen Geiſt Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürſten. Ja, ſeine Zuneigung zu dieſem toleranten, heiteren und kaufmänniſchen Volke der Niederländer blieb ſo groß, daß er ſeinen einzigen Sohn Wolf, einen tollen und vermutlich begabten Knaben, dorthin geſandt hatte, ohne daß Fernſtehende von demſelben ſeither Genaueres gehört hatten. Es liefen wilde Gerüchte darüber in der Stadt umher: die einen behaupteten, der Jüngling habe die altberühmte Univerſität Leiden aufgeſucht, um dort, wo „unſere Leute" weniger ausgeſetzt lebten, Medizin zu ſtudieren, wobei er nicht gutgetan, vielmehr ein wüſtes Leben geführt habe, und ſchließlich nach den Kolonien gegangen ſei, nach Borneo, Batavia oder ſonſt etwas ſehr Ahnungsvollem, und dort am gelben Fieber verſtorben; die anderen, weniger hämiſchen, vermuteten ihn ebenfalls daſelbſt, aber lebend und als wohlhabenden Kaufmann, während eine dritte und kleine Partei, Frauen und junge Mädchen, wohlverſtanden, ſich darauf verſteiften, er ſei in Italien und Maler, weil er von jeher gut gezeichnet habe und ein braunes Geſicht, kühne Naſe und blanke, ſchwarze Augen beſeſſen habe, was zum Maler unerläßlich ſei, beſonders in Italien.

Die vier Menſchen, im Rauchkabinett bereits, welches dunklere und bequem geformte Möbel aufwies, und in deſſen Luft die brennende Kerze einen fetten, gelben Fleck machte, wußten es freilich beſſer. Die Männer rauchten ſchon: der alte Oſtertag eine dünne, oben gebräunte Pfeife aus Ton, die er wie einen langen Stift zwiſchen zwei Fingern hielt und mit gebogenem Arm maßvoll bewegte,

Spandow aber eine kurze Pfeife engliſcher Form, ein zartes Gebild aus warmgetöntem Meerſchaum, Bernſtein und Silber, hell und zierlich; der Rauch zog ſtreng duftend an der Decke entlang. Frau Malwine ſaß freundlich nickend und zählend am Fenſter, ſie ſtrickte an einem warmen Strumpfe für ein armes Kind und blickte manchmal ſchnell und klug zu Ruth hinüber, die ſelbſtvergeſſen daſaß, die Hände im Schoß zuſammengelegt und die Blicke auf das luſtige Spöttergeſicht des Herrn van Spandow gerichtet, welcher zu ihrem Vater über den jungen Körner ſprach, Theodor Körner, den Dichter und Reiter, der im Gefecht bei Gadebuſch ſein junges Leben verloren hatte: „Wohl," ſagte er, „ich liebe ihn ſehr; iſt er nicht ſtets begeiſtert? Er war immer begeiſtert, und daher ſind ſeine Verſe ſo ſchlecht . . . du weißt, Oſtertag, daß Begeiſterung ein gewiſſes Mittel gegen gute Verſe iſt, Enthuſiasmus und reine Reime haben eine Abneigung gegeneinander, wie? Nun ja . . . ſo iſt Theodor zur gelegenen Stunde geſtorben; und bleibt das junge, vielverſprechende Genie, trotz Herrn von Goethes beſten Gedichten . . ." „Er iſt doch nun tot, Spandow," mahnte Frau Malwine ſanft von ihrem Strickſtrumpf her. „Malwinchen," blinzelte der boshafte Gatte, „ſage mir, Malwinchen: hören ſchlechte Verſe auf, ſchlechte Verſe zu ſein, wenn der Verfaſſer tapfer gefallen iſt? Ja, nun kannſt du nichts erwidern." Aber er wechſelte den Gegenſtand des Geſpräches. Wovon er nun redete, das hängt aufs engſte mit dem zuſammen, was die müßigen Seelen der Stadt beſchäftigte, von dem jungen Manne, ſeinem Sohne, welcher — — wozu mit einer Wahrheit hinter dem Berge

halten, wenn ſie binnen kurzem doch zutage treten muß und vertraulich behandelt wird? Wolf van Spandow war nicht Arzt und niemals Kaufmann, nicht in Leiden zu finden und nicht auf Borneo: er gehörte vielmehr dem vornehmen Reiterregiment der Chaſſeurs à cheval des Pays-Bas als Kapitän an . . .

Das war ſo wunderbar nicht, wie es zuerſt erſcheinen mag. Gab es doch in Holland ſchon längere Zeit jüdiſche Staatsbeamte, und in dem Jahre, in dem der junge Spandow die Waffe ergriff, 1805, ließ Napoleon die Holländer mit gegen Öſterreich marſchieren. Hieß man obendrein Wolf van Spandow, hatte man das Geld, ſich ſelbſt prächtig auszurüſten und ſaß man überdies feſt und ſchön zu Pferde, einem edlen Pferde, wohlverſtanden, ſo gab es ſchlechterdings keinen erfindlichen Grund, eines Zufalles der Abſtammung wegen einen begeiſterten Freiwilligen abzuweiſen, der, um alles zu vollenden, einen Arzt erſetzte und wie ein Spanier ausſah und ſich hielt. Und wenn man es verdiente, wurde man Offizier, unbehindert durch veraltete Vorurteile. So war es wohl geſchehen.

Und jetzt erzählte der alte Herr und beſchrieb zierliche und heitere Bewegungen mit der rechten Hand, während die linke das Kinn verbarg: „Ligny ſei die luſtigſte Affäre im vergangenen Jahr geweſen, ſchreibt er, und hölliſch ernſt für die Herren Verbündeten. Der Korporal Blücher ſteckte unter ſeinem Gaul, förmlich darunter, wißt ihr, fluchte ſtark und mußte zuſehen, wie ſeine Leute liefen. Nicht einmal Er hatte vorausſehen können, daß die Preußen am übernächſten Tag trotzdem ankommen würden; er kannte die Knochen unſerer einheimiſchen Landbevölke-

rung nicht. Wolf hat dieſes Letzte übrigens nicht mehr mitgemacht, was mich, offen geſtanden, angenehm berührt.“ „Und warum nicht?“ fragte Ruth eifrig. „Spandow, rede nicht herzlos,“ ſagte ſeine Frau. „Malwine, wirkt es herzlos? Ich denke nein; überdies iſt es doch vorüber. Ja, liebe Ruth, er lag nämlich nach dem dritten Anritt auf die Karrees — dem unter Ney, die erſten beiden hatte Milhaud — zwiſchen zwei toten Pferden auf dem Rücken, ein bißchen gedrückt, mit einer Kugel in der Schulter und einer im Schenkel. In der Nacht kam er zu ſich, verband ſich das Bein mit der Schärpe, kroch ziemlich mühſam hervor und gelangte am Ende in einen Bauernhof. Ihr könnt euch denken, daß es langſam ging.“ Die ſchöne Ruth überlief ein fröſtelnder Schauder, und ſie atmete tief ein. „Der Brief kam erſt Mittwoch an, es iſt alles lange zurück, müßt ihr wiſſen. Nun, während er geſundete, war Er bereits in Sankt Helena, Ney hatte man füſiliert . . . ſo findet Wolf, daß ihn die Sache nichts mehr angeht. Alle Offiziere denken wie er. Murat iſt übrigens wirklich tot, ſchade, nicht?“

„Und Wolf?“ fragte Oſtertag und entleerte die Aſche aus ſeiner Pfeife. „Er kommt nach Hauſe!“ rief die Mutter jauchzend vom Fenſter her. „Wahrhaftig?“ fragte Ruth. „Ja, Ruthchen, es iſt wahrſcheinlich.“ „Sage nicht wahrſcheinlich, Alter, ſage gewiß.“ „Ich ſage dennoch wahrſcheinlich, Malwine. Was heißt auf dieſer Welt gewiß? Er wollte zuerſt nach Helena, aber das Gefolge iſt ſchon zu groß für die Herren Briten, dann dachte er an Amerika, aber dort iſt nur Freiheit, und was iſt Freiheit ohne Ihn? Und ich ſchwöre euch —“ und plötzlich wurde der alte

und kluge Herr heftig, rot und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch — „ich ſchwöre euch bei meiner Seligkeit, daß wir Ihn wieder hier haben, ehe fünf Jahre um ſind! Was iſt denn dieſer Miſter Low? Eines Tages wird ein Schiff in Helena landen, meinetwegen unter amerikaniſcher Flagge, man wird dieſe Engländer ausrotten, erſäufen, was weiß ich, und Er wird Europa wieder bei der Hand nehmen, ſo wahr ich hier ſitze!" „Hoffen wir und warten wir ab," begütigte Oſtertag mit einem Blicke auf Ruth, welche eifrig genickt hatte. „Ich glaube es, Onkel Spandow," ſagte ſie überzeugt. „Nicht wahr, kleine Ruth, wir verſtehen uns," damit nahm der alte Herr, der ſich wieder ein wenig beruhigt hatte, ihre Hand in die ſeinen. „Aber warum iſt er damals nicht auf den Amerikaner echappiert, ſondern wählte den Engländer?" „‚Bellerophon' hieß das Schiff, ein Dreimaſter," antwortete Oſtertag; „übrigens, ich weiß wirklich nicht . . ." Und ſie erörterten dieſe Frage des längeren. Frau Malwine zählte an ihrem Strumpf und Ruth ſah verträumt auf Sein Bildnis, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den ſtillen Brauen, eine Hand in der Weſte und eine auf dem Rücken.

IV

An einem ſchönen Tage, einem blaßblauen Frühlingstage der Mark, ſprang Wolf van Spandow aus der Kaleſche und fing ſeine alte Mutter in den Armen auf. Er war braun und hager wie ein Heide, denn er hatte den ganzen ſpaniſchen Feldzug mitgemacht; und ſomit galt es den Oranienburgern als bewieſen, daß er bis jetzt in

den Kolonien geweilt hatte, als Kaufmann verſteht ſich, weil er augenſcheinlich noch lebte. Nachdem die ganze Stadt bei Spandows geweſen war, um zur Heimkehr Glück zu wünſchen — denn es war ein Glück, daheim zu ſein — den Sohn zu betrachten und nebenbei ein Zipfelchen von den ſinnbetörenden Koſtbarkeiten und Juwelen zu Geſichte zu bekommen, die er ſicherlich mit heimgebracht haben mußte — hatte man die Pferde geſehen, die vor der Kaleſche gegangen waren? Herrliche Rappen, ſo wahr Gott im Himmel lebt, und ihre 1000 Taler preußiſch jeder wert, ohne das Geſchirr — machte ſich am Sonntag das alte, glückliche Ehepaar bereit, bei Oſtertags vorzuſprechen, und Wolf kam mit, einigermaßen verwundert. „Oſtertag? Gewiß, ich erinnere mich: dein Freund. Hatte er nicht einen ſchwarzen Bart? Er fuhr mit zwei Füchſen aus, wie?" „Sein Bart iſt nun wohl grau," lächelte Frau Malwine, „und jetzt fährt er mit Braunen."

Es gab einen Mohnkuchen heute, der vor Butter Flecke auf dem gezackten Papier hinterließ, worauf er lag, und einen ſehr guten Kaffee in zarten Täßchen durchſcheinenden und zerbrechlichen Porzellans, Freude und Erregung war zu bemerken, der alte Oſtertag wurde nicht müde zu fragen, und nur Ruth ſaß mit niedergeſchlagenen Augen dabei und ließ die Hände zuſammengelegt im Schoße ruhen. Sie antwortete kurz und ſcheu auf die Fragen des alten Paares, woran Herr van Spandow ſenior eine beſondere Freude zu haben ſchien; wenigſtens ſah er immer wieder ſeine Gattin an, welche dazu lächelte. Erſt als man aufbrach, in das bequeme Rauchkabinett hinüberzuziehen, richtete der Kapitän ſeine erſten Worte an Ruth,

unbefangene, allzu unbefangene Worte, die mit leiſerer Stimme geſprochen wurden als erklärlich: „Übrigens“ — ſo fing er an — „übrigens weiß ich nun, daß die Demoiſelle und ich alte Bekannte ſind. Ich hob Sie immer hoch in die Höhe und Sie zappelten, weinten und zogen mich derb an den Haaren.“ „Ja,“ ſagte ſie und hob die langen Wimpern wie dunkle Flügel von den Augen, „Sie waren immer wild mit mir und ich mochte Sie gar nicht leiden,“ und ſie wurde rot.

Um niemanden zu langweilen — nach zwei Monaten warb er um ſie bei Alexander Oſtertag und erhielt ihre Hand zugeſprochen. Er war in ſeiner Galauniform gekommen, in rotem Rock mit goldenen Epaulettes und blauen Aufſchlägen, engen, weißen Hoſen und hohen Stiefeln von glänzendem Leder, und als ſie, hereingerufen, ihn ſo ſtolz ſah, aufrecht prangend und tapfer, ſtieg ihr das Blut ganz langſam bis zum Scheitel empor und ebbte völlig wieder ab, ſo daß ſie bleich, zitternd und in grünem Hauskleide hörte, wie er einige Worte ſprach, ſah, wie der Vater die Augen voller Tränen hatte, plötzlich in zwei ausgeſtreckte Arme hineinſank, in ein ſtarkes Weinen ausbrach und ſeinen Kuß ſehnſüchtig-glücklich ertrug. Kurz vor Oſtern war er gekommen, und am Wochenfeſte, zu Pfingſten, wurde das Bündnis öffentlich, worauf der Zug der Glückwünſchenden zu Oſtertags ſtrömte und die weiße Haustür nicht aufhörte zu klingeln, mit bellendem, deutlich verärgertem Schnappen. Jawohl, die jungen Leute — Gott, wie glücklich ſahen ſie doch aus! — würden in dieſem Hauſe wohnen, wo Herr Oſtertag einige Zimmer des erſten Stockwerkes für ſein Geſchäft

haben ſollte, und Herr van Spandow junior würde ſich als Doktor und Chirurg im Orte anſäſſig machen, worüber diejenigen in Entzücken gerieten, die von jeher darauf geſchworen hatten, der junge Herr ſei ein luſtiger Tunichtgut geweſen — früher, verſteht ſich — und Arzt in Borneo oder Batavia geworden. Nun, gottlob war er ja nicht am gelben Fieber geſtorben; worauf der Bräutigam, diesmal in modiſch geſchnittenem grauen Rock verſicherte, er ſei immerhin nahe daran geweſen. Das Glück war vollkommen und die Hochzeit fand bald ſtatt. Wenn A. van Spandow beabſichtigt hatte, in Oranienburg den Nachweis zu führen, daß er wohlhabend ſei, ein eigentlich überflüſſiges Beginnen, ſo gelang ihm das unübertrefflich gut. Denn obwohl das Haus der Oſtertags, dieſes reinliche Gebäude aus der Zeit des alten Fritz, auf der anderen Seite des wahrhaftig nicht übergroßen Marktplatzes lag, und man einander in die Fenſter ſah, holte der junge Mann, nachdem am Vorabende alle Gebräuche erfüllt waren, das Abſchneiden dieſes herrlichen Haares ausgenommen, ſeine Braut in einer blauen, glänzenden Kutſche ab — vierſpännig, mit zwei Rappen und zwei Schimmeln, Tieren von alter und vornehmer Raſſe, zitternd und wohlgepflegt, deren Beſchirrung von gediegenen Silberbeſchlägen klang, und die Büſche auf den ſtolzen Häuptern trugen. Ruth, blaß, weinend und in weißer Seide, ſtieg ein, begleitet von dem guten Hannchen Saltz, welche ſich ebenfalls in Tränen erging, und lächelte doch durch Schleier und Tränen dem bleichen Manne zu ... Und alles andere war dieſer Pracht entſprechend: die feierlichen Vorgänge bei der Vereinigung vor Gott,

wo noch viele Tränen vergoſſen werden mußten, wie das Mahl, das lange, üppige und heitere Mahl, zu dem man ſich nachher niederſetzte.

V

Fünf glückliche Jahre, es vergingen faſt fünf glückliche Ehejahre ohne irgendeine Trübung. Frau Ruth, in breiten Gewändern jetzt, faſt immer von ruhigem Grün, ging auf dem Markte umher, das Haar unter einer zierlichen Haube aufgeſteckt, und kaufte ein, Fleiſch, Kartoffeln und Obſt, viel mehr als früher, denn es gab Münder im Hauſe, ſtets offene, leicht zum Schreien geneigte: Gott hatte es geſegnet . . . Dr. van Spandow hatte niemandem geſtatten wollen, ſeine geliebte Frau helfend zu berühren, aber ſeine Mutter und eine tätige Alte, welche ſich darauf verſtand, hatte er am Ende zulaſſen müſſen; doch verhinderte die Unterwerfung der Geſichtsmuskeln unter die ſachliche Maske des kaltblütigen Arztes und Offiziers vieler Schlachten keineswegs, daß man das Zittern ſah, welches bei dem lauten Jammern der Geliebten an ihm rüttelte, und ſeine Zähne knirſchen hörte. Mit Gottes Hilfe hatte ſich die ſchöne Ruth nicht allzuſehr quälen müſſen; doch meiſtens verließ das Lächeln für Wolf ihren oft ſtöhnenden Mund — bis endlich dieſe Tochter da war, rot, runzelig, mit großem Kopf und aufgeriſſenen ſchwarzen Augen. Im Nebenzimmer aber ging Alexander Oſtertag zitternd auf und nieder, von der einen Tür bis zur anderen, und betete inbrünſtig zu Gott, er möge ihm ſeine geliebte Ulrike nicht zum zweiten Male nehmen. Und dann kam der Schwiegerſohn herein-

geſtürmt, erlöſt von der fürchterlichen Geſpanntheit ſeiner Nerven und ſtrahlte und weinte, fiel ihm um den Hals und rief ein Mal über das andere: „Ein Mädchen, Alter, ein Mädchen!“ Was an Süße hinter ihr lag, verlor den Schein vor dem Glück der jungen Mutter, und als ſie voll Demut, Stolz und Glück zum erſten Male wieder in den Betſaal trat, um Gott zu danken, und dies frohe Ereignis wie üblich von der Kanzel herab verkündet wurde, da ſchien die Sonne hinein und ſie fragte, wieſo gerade ſie eine ſolche Seligkeit empfing, und antwortete ſich, als Wolf ſie nachher erwartete: „damit er glücklich iſt“. Nach Ulrike, der Älteſten, kam Arnold, der Fortſetzer des alten Namens, ein zartes Kind, das ſeinem Vater merkwürdig ähnelte.

Fünf Jahre Glücks . . . Weder ihre Liebe nahm ab noch ihre Schönheit. Sie ſchien ein wenig üppiger geworden in den letzten Jahren, aber noch war ſie ſchlank, aufrecht und vollkommen, wenn ſie mit ihrem Manne ins Freie ging, ein Kind an der Hand und das andere vor ſich herlaufen laſſend, oder daheim, des Nachts. Hatte ſie noch Zeit, gute und ſchwärmeriſche Bücher zu leſen, Schiller, Corneille, Goethe? Gott behüte; und ſie betrübte ſich nicht darüber. Da waren ihre Kinder, da war ihr Mann, der Vater, das ganze weitläufige Hausweſen, die Dienſtboten, welche zu Klagen Anlaß gaben, die Lieferanten, welche ſäumten, und die Nähterin, die gerade vergeben war, wenn man ſie notwendig brauchte — es gab zu tun, ſo viel zu tun, daß die Zeit gerade ausgefüllt war, bis die Praxis am Abend den Gatten zu ſeiner Familie entließ.

Fünf Jahre des Glücks ... Nur die Thora konnte nicht verbannt werden, ſie blieb Frau Ruths ſteter Freund, ſeitdem Wolf ihr die dunklen Sprüche erklärte und die Weite dieſes Weltbuches ihr eröffnete; denn wenn er von den Riten und dem Geſetz auch erſchrecklich viel vergeſſen hatte und vielleicht nicht ſehr viel davon hielt, ſo war ihm das Buch doch um ſo teurer und ſehr vertraut ... Außerdem mußte ſie bald den Kindern Geſchichten erzählen, wenn ſie müde vom Spielen kamen, und Joſefs bunter Rock erſchien neben dem Glaspantoffel Schneewittchens, Dornröschens Einſamkeit wich vor Jakobs Treue, und der böſe Haman nebſt dem Rieſen Goliath waren ſicherlich ſchlimmere Leute als die Königin und die Knuſperhexe. Feſte kamen und wurden gefeiert, wie es geſchrieben ſtand, gelegentlich Freunde und Gäſte geladen, und jeden Sonntag erſchienen die alten Spandows freundlich, wenig gealtert und gut gekleidet wie ſtets. Segen ruhte auf dieſem Hauſe — fünf Jahre des Glücks.

VI

Aber Ruth Oſtertag gehörte nicht zu denen, die über Geheimnis, Lüge und falſchem Grund wohnen dürfen; und da der Mann nicht ſprach, an dem es war, gab Gott Totem einen Mund und ließ mit einem ſelbſtverſtändlichen Mittel das Notwendige geſchehen. Am frühen Nachmittag des elften April 1821, am Tage vor Erew-Peſſach, dem Vorabende des Paſſahfeſtes, wurde Dr. van Spandow mitten aus einer heiteren Beſchäftigung nach der weiteren Umgegend gerufen, wo ſich ein Bauernjunge das Bein gebrochen hatte. Er war gerade dabei geweſen, mit Hilfe

ſeiner jungen Frau den Sauerteig, alle Brotkrumen und dergleichen Reſte, die verbrannt werden mußten, aus Taſchen und Ecken herauszuſuchen, wie es das Feſt gebietet, das allem Geſäuerten feind iſt, und machte daraus ein frommes Spiel, bei dem es viel zu küſſen gab und noch mehr zu lachen. Faſt alle Zimmer waren gereinigt, ausgenommen das ärztliche Kabinett, in dem der Doktor es von jeher ſelbſt erledigte, um ſeine Kleinigkeiten und Notizen beſorgt, die von Steinen und kleinen Schußwaffen beſchwert und feſtgehalten wurden. Er warf ſeinen Mantel um die Schultern: „Der Sſedertiſch wird doch ohne mich bereit ſein?“ Sie knickſte übermütig: „Gewiß, Herr Kapitän.“ „Nun alſo. Ich bin zur Zeit zurück, morgen nachmittag; da ſind die Schreibtiſchſchlüſſel, ſuche gut und mache keinen Unfug;“ und er drohte ihr lächelnd mit erhobenem Finger. „Soyez sans peur, Monseigneur,“ verſprach ſie, während ſie ihm die Ledertaſche mit den Inſtrumenten hinhielt. „Nun Adieu, Madame.“ Er küßte ſie auf die Stirn: „Adieu, monsieur le capitaine,“ und er ritt davon.

Der Schreibtiſch, ein gelbes Ungetüm, welches er ſich von ſeinem Vater hatte ſchenken laſſen, gab ſich als eine wahre Burg mit geheimen Zugängen und unterirdiſchen Verließen. Ruth öffnete mit den verſchiedenen Schlüſſeln Schub um Schub, ein Fach nach dem anderen, nahm die Papiere heraus, die darin lagen, Banknoten, Notizen, Scheine und dergleichen, Rezepte und Beſchreibungen intereſſanter Fälle von Heilung oder Tod, fegte es aus und legte alles wieder hinein. Sie erheiterte ſich dabei, ſchwenkte ihr Tüchlein und ſprach mit dem abweſenden Liebſten zärtliche und drollige Worte; es machte ihr Freude, die verborgenen

Federn zu finden, Stellen, an denen man drücken oder ziehen mußte, um eine Geheimlade zu entdecken. Es gab ihrer viele, und ſie war ſchon müde, als ſie innerhalb eines Faches, das ſich nicht ganz herausziehen ließ, eine Erhöhung merkte: ſie drückte, zog und es ließ ſich weiter öffnen. Eine ſchwarzlederne Dokumententaſche lag darin, alt und abgeſchabt, enthaltend mehrere Dokumente von Wichtigkeit: einen amtlichen Geburtsſchein, die Urkunde, welche ihn zum Leutnant machte, ſein Doktordiplom aus Leiden, eine Beſcheinigung der Marienkirche in Köln, daß der sergeant-major Wolf de Spandow am 9. Juni 1806 zum katholiſchen Glauben . . . hier öffnete Frau Ruth den Mund, um zu ſchreien — der Raum kreiſte in einem Wirbel um ſie, in einem Trichter, der in ihrem Herzen mündete — erblaßte aber fürchterlich und glitt, ihrer Sinne unmächtig, an dem gelben Schreibtiſch herab zur Erde. Sie erwachte endlich aus tiefer Ohnmacht und fühlte ſich wie ein bebender Stein. Sie erhob ſich mit Anſtrengung an der Kante des Möbels. Sie riß den ſchrecklichen Taufſchein mitten durch mit Händen, die ſie nicht leitete. Eine Erkenntnis, daß ſie eilen müſſe, begann ſie zu jagen. Sie ſteckte einen Teil in die Taſche und rief, alles liegen laſſend, wie es lag, mit fremder Stimme nach den Kindern. Ihren Kopf fühlte ſie ganz leer, doch nur ſo, wie ein Raum leer iſt, vor deſſen Türen eine ſchwarze Menge drängt, einzudringen — man mußte fertig werden, ehe es ihr gelang. Sie nahm den Kleinen auf den Arm, gab Ulrike, welche, nichts Trauriges ahnend, ohne Ende von der Großmama ſprach, die Heilige Schrift in die Hände und ging, ohne ſich umzuſehen und ohne

eine Träne zu vergießen, durch die zum Feiertage geſchmückte Wohnung, durch alle Zimmer, die Treppe hinab, durch die Tür, die hinter ihr klingelnd ſchnappte, bloßen Hauptes in den Regen hinaus zu ihren Schwiegereltern, da ihr Vater noch nicht daheim war; öffnete die Stubentür, ſetzte den Sohn auf die Füße, rief: „Wolf iſt getauft! da!" und die ſchwarze Menge brach ein. Sie fiel wiederum bewußtlos zu Boden, den beweiſenden Fetzen weit in das Zimmer gleiten laſſend.

VII

Frau Malwine erlitt, als ſie daran glaubte, einen Schlaganfall, von dem ſie ſich nur ſchwer erholte und eine Lähmung zurückbehielt. Was Wolf anlangte, ſo mußte er gegen Abend in die Wohnung heimgekehrt ſein. Er fand ſie offen, unerleuchtet, die Dienſtboten verwirrt; weder Frau noch Kinder ließen ſich hören, mit einer Kerze tappte er ſich vorwärts, erſt ſtaunend, dann erzürnt, dann irgend etwas Schreckliches ahnend, einen Unfall, den Tod eines Kindes — dann trat er zögernd in ſein Kabinett, fand den Schreibtiſch völlig in Unordnung, entdeckte endlich die Hälfte des Scheins und war im Entſetzen vernichtet. Erſt ganz langſam ward ihm klar, daß hier eine Verſchuldung vorlag — — er hatte das Ganze die meiſte Zeit vergeſſen oder nur flüchtig und dann trotzig, ja beluſtigt daran gedacht. . . . Er richtete, während die Tränen an ſeinen Backen herabliefen, alle Schußwaffen gegen ſich, welche in der Nähe lagen, allein keine war geladen. Er wußte, obwohl ſeine Gedanken ſich verwirrten, daß im Schlafzimmer ſeine Reiterpiſtolen lagen, faſt ſchußfertig,

aber er fürchtete ſich hinaufzugehen, Tote konnten oben liegen. Er fragte heiſer die Magd nach ſeiner Frau und den Kleinen: „Madame iſt geſtern mit den Kindern zu den alten Herrſchaften gegangen und noch nicht zurückgekommen," ſagte das Mädchen weinerlich, „ich weiß gar nicht . . ." „Es iſt gut. Bleib hier, bis ſie wiederkommt." Er mühte ſich zum Schreibtiſch zurück, auf eine Art gehend, als ſei der Zuſammenhang ſeiner Gelenke aufgehoben und ſein Rücken mit Blei ausgegoſſen, ſchrieb halb unleſerlich ein Teſtament, in dem er ſeiner Frau und ſeinen Kindern alles vermachte, was er zurückließ oder zu erben erwartete; dann holte er, das Licht in der zitternden Rechten, aus dem Schlafzimmer die großen Piſtolen — beim Anblick des Bettes fiel er auf die Knie, drückte den Kopf hinein und bedeckte es mit Küſſen und Tränen: „Ruth!" ſchrie er, „Ruth! Ruth!" Ein Kopfkiſſen der Kinder nahm er unter den Arm, ſchnallte den Säbel um und ging in den Stall; denn er wußte, daß er ſie nicht aufſuchen durfte, wenn er nicht ſehen wollte, wie ſie vor ihm floh. Später, Ruth, ſpäter, ſüße Ruth . . . ſattelte Victoire, ſeinen großen Falben, gerade ſo mechaniſch, als habe ihn Alarm im Biwack aufgejagt, und er habe den Schädel noch voll Schlaf, ſteckte die Piſtolen in die Halfter, ſchnallte das Kiſſen hinten auf und ließ ſich in den Feldbeutel Brot und Fleiſch ſtopfen. Unterdes ſetzte er ſich wieder an den Schreibtiſch, nahm den Schattenriß Ruths vor die Augen und betrachtete ihn wohl eine halbe Stunde lang. Dann trocknete er die Tränen und, indem er das Bildchen einſteckte und Gold und Kaſſenſcheine dazu, ſchrieb er unten auf das Teſtament: „Ich gehe nach Borneo. Vergib mir.

Du wirſt ſpäter von mir hören. Küſſe die Kinder und vergib mir. Mein Unglück iſt größer als meine Schuld. Lebwohl"; ging, den Säbel unter dem Arm, gebeugt und ohne verhindern zu können, daß Tränen in den Schnurrbart liefen wie Blut aus zwei Wunden, hinaus auf die Straße, ſchwang ſich in den Sattel und, indem er Victoire die Sporen gab, donnerte er in die Nacht hinein, nach Weſten, und der Wind warf ihm den Regen ins Geſicht. Die Hoffnung auf jenes „Später" war ihm nicht gegönnt, niemand ſah ihn wieder. Wie ſein Vater über Antwerpener Freunde erfuhr, denen Wolf begegnet war, mochte er der Fremde geweſen ſein, der ſich wenige Wochen hernach auf dem Schoner „Oranje" nach den Kolonien einſchiffte und mit ihm unterging; aber ein Totenſchein war nicht beizubringen.

Frau Ruth ging durch ein Nervenfieber wie durch eine Weißglut, die nach jähem Erkalten ein Eiſen von außen wenig, innen aber ganz und gar verändert. Ihr Weſen war gleichſam dichter, härter und widerſpenſtig geworden, eine ſtählerne Klinge. Sie ward ſchweigſam und auf eine allzu ernſte Art ſchön — eine Schönheit mit ſchmalen Lippen und einer Falte zwiſchen den gebogenen Brauen. Unnötig zu ſagen, daß ſie in ihr Haus zurückging, ſobald ſie konnte, daß ſie wieder Freitags neben ihrem Vater ſaß — wie ſchnell ergreiſte ſein Haar! — daß der alte Spandow hin und wieder zu ihm kam und wortlos und ohne Lächeln da ſaß, mit einem manchmal zitternden Kinn und einer im ſchmal gewordenen Geſicht zu großen Naſe, die ſich plötzlich ſcharfrückig und ſpitz zum Munde herabbog . . . Sie erzog ihre beiden Kinder in einer ſtrengen,

unnachsichtigen Liebe, und als sie merkte, daß beide von ihr den träumerischen Hang geerbt zu haben schienen, der mit großen Worten und unverminderbaren Forderungen eine unnachgiebige Welt sich aufbaut, in der Pflicht, Größe und derartige Gebote herrschen, die aber, auf den Alltag übertragen, Schrecken und Unheil wirkt — war es ihr stetes angstvolles Bemühen, die Gedanken und Erwartungen der Kinder, soweit sie „Leben" und „Zukunft" betrafen, niederzuhalten, ihnen die Wichtigkeit und Einfachheit des Alltags einzuprägen, dessen, was vorhanden ist, und sie von den Traumbildern abzuziehen, die es so leicht hatten, schöner und gerechter zu sein als das lebendige Leben.

Wenn daher Ulrike, größer und reif genug geworden, oder Arnold, den man dem Getreidehandel Alexander Ostertags zuführte, an müßigen Sabbaten zu den Büchern ihrer Eltern griffen, nahm ihnen die Mutter Corneille oder auch Schiller aus der Hand, indem sie etwa ruhig sagte: „Lies das nicht, mein Kind, es macht nicht glücklich . . ." Sie lebte in Feindschaft mit den Büchern, auch mit der Bibel; und wenn der Vater sie deshalb leise tadelte, nahm sie seine Worte ohne Entgegnung hin, aber auch ohne Befolgung.

Von ihrem Vater hörten die Kinder erst sehr spät, als sie eindringlich genug fragten, und dann nur Gutes. Sie fanden in den Schränken seine Uniformen, seinen Säbel; so war er denn Soldat gewesen und bei einer Reise im Meer ertrunken, in jenen Stürmen, von denen man im Robinson las. Und Jahr für Jahr brannte ein Seelenlicht für Wolf van Spandow einen ganzen Tag lang in

der Wohnung derer, die von ihm gegangen waren, als er noch lebte. Da ſein Todestag unbekannt blieb, entzündete Ruth es am Abend vor Erew-Peſſach; und aus einem Gefühl, das ſie nicht hätte erklären können, aus einem dumpfen und ſich durchſetzenden Impuls heraus ſtellte ſie das Tiſchchen mit dem kniſternden Licht unter ihr großes Napoleonbild. Und ſo blickte der Imperator jedes Jahr einen ganzen Tag lang über das Seelenlicht einer einſamen Jüdin hin. Sie aber ſtand, wenn die anderen ſchon ſchliefen, lange vor ſeinem ſtillen Geſicht, und langſam wandelte es ſich, ward einem anderen ähnlich, das ſie im Blute trug, ward ihm gleich, und machte, daß ſie in Leid, Sehnen und Reue weinte. Und wenn ſie dann ihren Kopf in die Hände nahm, gebeugt und ohne Halt, lebte in dem Zimmer nichts als das Antlitz des toten Kaiſers, das der zuckende Schein beſeelend überhuſchte, und beherrſchte die Dämmerung, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den ſtillen Brauen, eine Hand in der Weſte und eine auf dem Rücken.

Cinéma

Fünf Minuten nach acht trabte Benno Bremm, Lehrling der Buchhandlung Schirich, über den rotbeglänzten Schnee der Geſchäftsſtraße, fröſtelnd und vor Ermüdung ſteif, aber einen verloren glücklichen Ausdruck in den Augen und um den Mund. Er ſchien nicht bei der Sache, denn er grüßte ſeinen ehemaligen Geſchichtslehrer erſt, als er faſt ganz an ihm vorbeigegangen war, und doch blieb dieſer Herr der einzige, vor dem er noch und aus freien Stücken den Hut zog, weil nur ſein Unterricht dem ehemaligen Realſchüler etwas Lebendiges gegeben hatte: Friedrich der Große, wundervoll! und Bonaparte . . . weite Felder voll von Gefallenen, von Sterbenden, Kanonen umgeſtürzt und zerſchmettertes Gerät — und auf jagendem Rappen darüberhin Einer: „Vive l'Empereur!“ Und wiederum der König mit dem harten Geſicht, auf der Trommel ſitzend nicht weit von den Gefallenen Kollins . . . Dies liebte der Sekundaner Bremm. Seitdem hatte ihn das Leben etwas härter gepackt . . . Er wurde rot und grüßte zwei unerwachſene Mädchen, aber ſie dankten kaum, und er fand das in der Ordnung, ſchwermütigen Herzens. Warum bemerkte er ſie überhaupt noch, dieſe Blondgezopften, Hübſchen, die da rotbäckig und übermütig mit den neu geſchenkten Schlittſchuhen klirrten? Ach, er wollte doch noch irgendwie „dazu“ gehören, auch

ſeit er, der blauen Mütze verluſtig, ihnen hinter dem Ladentiſch die eben erſtandenen Schulbücher einpackte, bis zu den Haaren errötet und mit behinderten Fingern. Dann griff ihm ſeine beſchämende Erniedrigung aus der Bruſt hinauf in den Schlund, mit würgender Fauſt, würgende Bitternis, und er verdrängte nur aus Trotz ein verzweifeltes Weinen. Ja, es blieb tröſtlicher, dieſe ſchlecht gedruckten Bände hier, die er mit angſtvollem und berauſchendem Herzklopfen in der Bruſttaſche ſeines Mantels ſpürte — denn der Erwerb konnte nicht rechtmäßig geſchehen, dieſe Welt war vielmehr ſo eingerichtet, daß man ſich das bißchen Glück entwenden mußte, ſeinem Chef ſtehlen, wenn man ſo will, der eine Buchhandlung beſaß, ohne all die Schätze wert zu ſein — dieſe Reclambücher aufzuſchlagen und zu ſehen, was aus den tapferen und galanten Kavalieren geworden war, dieſen Frauenhelden und Duellanten, aus d'Artagnan, den er das vorige Mal als Leutnant verlaſſen hatte, Leutnant im erſten Regiment der Welt, den Grand-Mousquetairs Seiner Katholiſchen Majeſtät Ludwigs XIII. ... und vor allem aus Athos, dem Grafen, dieſem vornehmen und melancholiſchen Soldaten. An ihnen hatte er Freunde, zu ihnen gehörte er, und wenn ſie vor ihm, ja eigentlich für ihn ihre Abenteuer beſtanden, ſo gab es kein Morgen mehr und gar keine Miſere. Man mußte nur gleich die Lampe löſchen und den glühend ſchweren und taumelnden Kopf ins Kiſſen drücken und in den Schlaf fallen, der ſo ſehr not tat, in den dumpfen und heilloſen Schlaf nach der Ausſchweifung — geſetzt, daß man nicht abſichtlich noch wach blieb, um ein bißchen im Wachen zu träumen, daß man ſchön

ſei, tapfer und geliebt, einen Roman fortzuſpinnen, der viele Nächte hindurch vorhielt, ein unterirdiſches und verzaubertes Daſein voll Glanz unter dem fahlen Gram der Tage, und die jede Nacht einmal gipfelte, wenn ſeine Hand unter dem ſchweren Deckbett nach kurzer Verzückung ſuchte, auf die freilich jede Nacht Verzweiflung folgte und das Gelübde, nie mehr, nie mehr . . .

Benno Bremm, lang aufgeſchoſſen, zu kurz gekleidet und achtzehnjährig, geht ſchnell und töricht lächelnd ſeines Weges. Er hat vergeſſen, daß er bleich und übernächtigt ausſieht, daß ſeine Augen einen ſchmalen roten Rand und ſeine Wangen häßliche Gruben haben; er hat noch tiefer vergeſſen, wie groß und abſtehend ſeine Ohren ſind, wie gelb ſeine Zähne, und daß ſeine kleine Naſe, in deren Sattel der Bügel der Brille einen roten Streifen gedrückt hat, aufs allerkomiſchſte hoch oben in ſeinem Geſicht ſteht, einen überlangen Raum bis zur Oberlippe laſſend; er weiß nicht mehr — ſonſt weiß er es — wie breit dieſer Mund iſt und wie kurz der Hals, auf dem der Kopf ſitzt: er lächelt nur mit großen ſchwimmenden Augen von blaſſem Blau, und ſieht ſich in einem goldverbrämten Samtrock von beſänftigtem Rot, den nackten Degen in der Hand, der ſoeben dem Gegner die Bruſt geöffnet hat, atmend, tapfer und glücklich, während die geliebte Gräfin den Sieger erwartet, ſchwach, mit wogendem Buſen.

Ach, es iſt nicht gut, ſo ſüß zu träumen! Die Luft der Bremmſchen Wohnung und beſonders die des Zimmers, in dem ſie lebten und ſpeiſten, war geſättigt von verdrängter Feindſeligkeit und ſchwer von dem ſüßlichen Geruche des eben gegeſſenen Gerichts, weißen Krautes, das

mit Reis und etwas Zucker zuſammengekocht wurde und das ein bißchen fade roch und ſchmeckte. Der Poſtbeamte Bremm ſaß rauchend hinter der Zeitung, eine alte Litewka aufgeknöpft über dem wollenen Hemd; die Mutter, lang und hager, machte dem Ankömmling Vorwürfe, daß das ſchöne Eſſen kalt werde, in einem weinerlichen Ton und immerzu ſtrickend, wobei ſie mit leerem, von Arbeit erſchöpftem Blick in eine Ecke ſah, wo ſie nichts Sichtbares feſſeln konnte, wenn nicht die grauen Spinnweben unter der Decke; und ſein jüngerer Bruder las in befleckten grünen Heften, die das romantiſche Geſchick des Heinrich Anton Leichtweiß, berühmten und heldenmütigen Räubers, bis zur zweitauſendvierhundertſten Seite hinzogen ... Man ſprach nicht miteinander; einer machte dem andern durch ſeine bloße armſelige Gegenwart den Vorwurf, daß man es „im Leben" zu nichts gebracht habe, daß er ihn behindere und unten hielte, und daß man, allein, ein ganz anderer Kerl geworden wäre. Benno fühlte ſich vernichtet und gab ſich verloren. Nie hatte er einen roten Samtrock getragen, noch würde er es je; zu dieſen Leuten gehörte er, die ihn haßten, weil er kaum Geld verdiente, und daheim ſtets in den Büchern „ſchmökerte", und die jedermann unterirdiſch oder auch laut beſchimpften, der reicher, glücklicher, edler war als ſie. Daß es warmes Eſſen gab, machte ſein Unglück vollkommen, denn nun konnte er nicht, wie er es ſonſt tat, leſen und ſein Abendbrot verzehren, wobei er zugleich das Glück der Entrückung hatte und das des ſchwer arbeitenden Magens, der ſich langſam mit Mengen ſchlecht gekauten Brotes füllte, gemiſcht mit Schweinefett und billiger Wurſt, und der ſich

manchmal mit üblen Gerüchen Luft ſchaffte, was nur darum nicht auffiel, weil es ihnen allen gleich erging. Ja, auch in dieſer Ungebundenheit lag ein kleines Glück, da er ſich tagsüber im Geſchäft nur in erſchlichenen Augenblicken erleichtern durfte.

Er aß, während Hitze und ſchlechte Luft auf ihn eindrangen und innen die Müdigkeit des Leibes und Geiſtes ſein bewußtes Leben aushöhlten und zerfallen machten, und las ganz mechaniſch die Annoncenſeite der Zeitung durch, die der Vater ihm entgegenhielt, als Kehrſeite des Textes, dem er ſelbſt ſich widmete. Und ſo leblos war er und ſtumpf, daß er eine beſtimmte Anzeige zweimal durchſah und ein drittes Mal begann, ehe er ſie verſtand. Eine „Duſe" — wer von ſeinen Angehörigen verſtand, was dieſes Wort meinte? Sie alle nicht, dieſe Ungebildeten; er allein konnte dahinter den Sinn hören und wiſſen, daß ſo eine große franzöſiſche Schauſpielerin hieß, und daß man es „Düs'" auszuſprechen hatte. Dann allerdings, als er begriff, was geſchah, zog ſich ſeine Seele jäh zuſammen in einen Knoten von Ungeduld, Spannung und grellem Glück: alſo ſie war zu ſehen, er würde ſie heute, heute abend noch ſehen! Und er ließ, während er mühſam ein glückliches Lächeln unterdrückte, den Blick unverwandt auf jener Anzeige haften, die in geſchwollenem und marktſchreieriſchem Deutſch verkündete, daß die „Duſe der Kinokunſt" heute abend im Univerſum Bioſkop-Theater ſpielen werde, auf einem Film, deſſen gleichen die Welt nicht aufzuweiſen hatte, in dem tieftragiſchen Monopoldrama „Im Tode geſühnt".

Er hatte kaum recht gegeſſen, kaum die erſte Mattig-

keit des Rückens und der Beine oberflächlich ausgeglichen, denen ein faſt zehnſtündiges Stehen noch immer nicht geläufig ſein wollte, als er ſich erhob und erklärte, er gehe noch fort. „Wohin?“ fragte die Mutter; und er äußerte ironiſch, er ſei beglückt über ſo viel Teilnahme, er gehe eben fort; aber in ererbter Sklaverei fügte er hinzu, die Fahrt gehe vielleicht ſogar ins „Univerſum“. Und während die Mutter über ſeine Frechheit klagte, begab er ſich, im Rücken bedroht von einem grimmigen Blick des Vaters, der wie ſtets in einem vernichtenden Achſelzucken endete — denn er hatte es längſt aufgegeben, dieſen Patron zu erziehen — eilig zum Kleiderhaken, zog ſeinen Mantel an, fühlte froh die Tüte voll eines Klumpens kleiner ſchwarzer Roſinen, ungewaſchener Korinthen, noch ungeöffnet in der Taſche — er hatte ſie erſtanden, als er nachmittags ins Geſchäft ging, um ſie beim abendlichen Leſen zu verzehren — ſchlüpfte in das dumpfe Schlafzimmer, in dem es lau, ſüßlich und ungelüftet roch und das er mit ſeinem Bruder teilte, und hob aus ſeinem ſchon aufgeſchlagenen Bett ein ſchnurrendes, weiches Weſen, ein junges Kätzchen, das dort behaglich geſchlafen hatte, ſeinen Liebling, dem er im Finſtern ſein blondes Fellchen und faſt blaue, ſeelenvolle Augen anzuſehen glaubte: er nannte ſie Klara. Nachdem er dafür die erbeuteten Bücher in dem gewärmten Bettplatz vergraben hatte, ſteckte er die Freundin in die Bruſttaſche des Mantels — nicht ohne daß ſie ſich heftig ſträubte — und ging dann, den Kragen aufgeſtellt, der ſie verdeckte, unbefangen durch die helle Stube. Die Begleitung ſeines Bruder verbat er ſich aufs unfreundlichſte und entfernte ſich von den Seinen.

Die Nacht, kalt und windlos, gab ihm einen Strom Frische in die Brust, und sein Herz schlug unregelmäßig dem schäbigen Glück entgegen, das ihn alsbald umfangen sollte. Von der Kirche her schlug es halb, halb neun; so würde er den Film noch unbegonnen vorfinden, den das vornehmste der sechs „Theater" des Städtchens für eine vermutlich überaus große Summe aufführen durfte, um noch größere damit als Tribut der Kunstfreunde einzuheimsen. Dieses geniale Vereinen von Kunst und Geld stimmte den Jüngling nachdenklich und ehrfürchtig, denn er besaß eine natürliche Art, den Wert einer Tätigkeit an den Beträgen zu messen, die sie einbrachte. Er bog um Ecken, trat eilig in den weichen Schnee, der ohne Laut nachgab: schon schimmerten von fern, am Ende der Straße, die grell rötlichen Bogenlampen über dem Portal des Cinéma. Er gebrauchte nie den gemeinen Ausdruck Kientopp, dem man es anhörte, daß er in Berlin gebildet war, noch auch das gespreizte „Kino" der Einheimischen — nur das französische Wort, dieser helle schlagende Klang dreier glücklich geprägter Silben vermochte es, dem zauberisch Fremdartigen der Sache zu genügen. Er setzte im Laufen seine Brille auf, damit man ihn für einen Schüler halte und er der Ermäßigung teilhaftig werde, die man solchen für die teuren Plätze gewährte, und während er für dreißig Pfennige ein Billett erstand, zehrten seine Augen gierig von dem aufregenden Bild der dämonischen Mimin, in deren berühmtem blutlosem Antlitz zwei faustgroße Augen vampirisch glühten.

Er saß und schaute. Auf seinem Schoß lag still die kleine weiche Klara, das Kätzchen, verdeckt von dem Mantel,

und geſtreichelt von den unruhigen Händen, die ſich beſchäftigen mußten; den vom Nagen der bereits ſehr kurzen Nägel empfindlich gewordenen Fingerkuppen tat das ſanfte Fell ſehr wohl. Mitunter grub er einen kleinen Ball Korinthen aus ſeinem Taſchenvorrat und ſchmeckte ſeine ſalzig beißende Süße; aber wenn die Kerne, klein und häufig, ſich zwiſchen ſeinen hie und da zerfreſſenen Zähnen feſtſetzten, bedurfte es langen Saugens, und die Luft zirpte wie ein kleiner Vogel zwiſchen Zunge und Zahnfleiſch, um ihn zu entfernen, ſo daß die Nebenſitzenden aufmerkſam wurden; dann errötete Bremm im Dunklen, obwohl er eigentlich niemand ſtörte. Im Halbſchwarzen rund um ihn, in dem links zwei rote Lämpchen glimmerten, atmeten und rührten ſich die Vielen, die den ſchlauchartigen Raum füllten, bewegten ſich Köpfe, ſcharrten Füße. Ein elektriſch betriebenes Klavier hämmerte etwas Marſchartiges. Vorn aber, zuckend und ſcheinend, mit ſcharfen Lichtern und tiefen Schatten, ſchwirrend und doch feſt umriſſen, zog es vorbei, geſchah es, das grelle Märchen, unreinen Zaubers voll, und ergriff die Seelen, aber mit groben Fäuſten. Ihnen allen taten die Augen ſchon etwas weh, aber noch beteiligten ſie ſich mit ganzem Leibe am Geſehenen, und nur der Geiſt ruhte aus, geriet in dumpfen Dunſt, ward dick, verkam. Das, was gezeigt ward, hatten ſie ſchon wie oft geſehen; aber ſie wollten ja immer dasſelbe finden, primitive Vorgänge, um primitiven Gefühlen Betätigung und genußvollen Ausweg zu erlauben. Dabei verlangte man weniger Sinn als Sinnfälligkeit, und ſcharfblickende Begründung wird nicht gefordert ... Ein feiner, junger Mann gerät in Not, muß Kellner werden, da er vom

Ball kommend, gerade einen Frack trägt, und wirft einen Stoß Geſchirr um; hundert Teller gehen entzwei, er flüchtet: und nun beginnt eine Jagd, im Laufe derer man zwanzig Leute umrennt, die erboſt verfolgen helfen, Häuſer werden erklettert, eine Lawine von komiſchen Unglücksfällen trägt ſich zu, bis der Urheber, lächerlich zugerichtet, ins Heim einer fremden und reichen Familie flüchtet, deren Tochter demnächſt ſeine Braut ſein wird — denn ſein Schnurrbart und ſeine zuckerigen Augen haben keinerlei Reiz eingebüßt. Dies iſt gemacht, damit man lache: und ſie lachen, die ungeſunde Luft des finſteren Gewölbes dröhnt vom Gelächter aller dieſer Menſchen, die ſich laufen fühlen, ſtürzen, jagen, die beglückt ſind von der Ausſicht auf Prügel und ſchmalzig gerührt von dem plötzlichen Glück des ungeſchickten Kavaliers; auch Benno Bremm, der ſtets Gedrückte, lacht ſo, daß die klebrigen Korinthen, die er im Munde hat, dieſe unſauberen kleinen Weinbeeren, ihm den Atem verſperren und ihn zum Huſten zwingen.

Gab es das noch, das Daſein draußen? Aber hier rollte eins, hundertmal brennender und doch ungefährlich, zuſammengepreßt, aber für ſich eingeſperrt wie die flüſſig gemachte Kohlenſäure, von der er in der Schule gelernt, daß man ſie in eiſerne Flaſchen füllt . . . Wenn hier Eltern vorkamen, ſo ſah man ſie ſich lächerlich elternhaft gebärden, aber ſie konnten keinesfalls an einen heran; und geſetzt, daß hier ein Laden gezeigt ward, ſo blieb eines ſicher: nicht er, Bremm, hatte ihn vom Staub zu reinigen — vielmehr würde er geruhig und ſchadenfroh auf jenen Lehrling blicken, falls einer agieren mußte. Wie war man ſicher hier! Ach, daß das Leben, das wirkliche,

für ihn nicht auch verlief wie ein Film, dem man müßig zuſchauen durfte auf bequemem Seſſel! Ach, daß er nicht reich war! nicht ſchön, nicht begehrenswert war, nicht gemacht für untätiges Glück!

Aber das Klavier beginnt etwas Getragenes, und ſiehe: ein Blockhaus iſt bedroht, gleichgültig warum, eine Botſchaft muß gebracht werden, gleichviel an wen, und jemand wirft ſich aufs Pferd und reitet, reitet und die Verfolger hinter ihm her. Aber dies Reiten: hat jemand derartiges geahnt, ehe es hier wirklich wird? Bill — heißt er nicht ſo? wird hinten ſichtbar, ganz weit weg, ein Punkt — und man kann kaum dreimal atmen, kaum dreimal den atemlos bohrenden Finger — denn ſein Taſchentuch klebte hart und grün wie ein runzeliges Äpfelchen an der Taſchenwand, — im luſtvoll geblähten Naſenloch umdrehen, ehe er da iſt, ganz groß, raſend, in einem übermenſchlichen Galopp ... Und die Feinde reiten ebenſo! Ein neues Pferd! ohne Anhalten hinauf und weiter, dahin, zum Ziel: dann rauchen die Revolver und die Verfolger ſtürzen; gerettet aber iſt das Vaterland, die Braut und die Ehre der Familie ... Das Herz Benno Bremms ruht aus, müde, ſiegreich und ſelig. Gebenedeites Amerika! Woher käme uns ſonſt ſolche Kunſt! Was wäre imſtande, all unſere Muskeln ſo zu ſpannen, unſer Blut zu jagen, unſere Lungen an die Rippen zu drücken! Der Schatten Karl Mays ſchwebt über dir, Edelmut, Winneton, Shatterhand, Gold, Blut und Fäuſte ... Ach, warum war man nicht ein Abenteurer, frei und ſtark, und preßte die Schenkel an den keuchenden Gaul.

Nach einer kurzen Pauſe, zur Vorbereitung des Großen Films, erloſch das Licht wieder: erſcheinen würde Sie.

Eine Geige ſang voller Schmachten und das ſanft quäkende Getön eines Harmoniums bereitete eine feierliche Rührung vor. Sie erſchien, weiß, ſchmal und ſchwarzäugig. Ein Geſchick vollendet ſich, ein Daſein wird gelebt ... Junges Herz, in Notdurft und Häßlichkeit und alltäglichem Elend — wir ſind nicht ſo hart wie dein Vater, wir ſchlagen dich nicht und weiſen dich hinaus, weil du einmal glücklich ſein wollteſt und jenem jungen Edelmann den Mund ſchenkteſt und den Leib, ihm, der dich auf der Vordertreppe küßte, als du ſie frühmorgens — denn du biſt nur Portierstochter — mit dennoch unumgänglich weißen Händen ſcheuerteſt und wuſcheſt. Und wie ſchön du biſt in den neuen Gewändern, die er dir gab, der Staunenden! Nun biſt du alſo glücklich, ſo iſt das Glück — auch wir ſind's mit dir. Doch warte nur — — und ſiehſt du: ſchon iſt er deiner ſatt ... Dein Kind, das kommen wird? Aber er gibt dir Geld ... und du mußt es nehmen, denn dir bleibt nichts ... Übrigens wird es nicht lange vorhalten. Auf der Straße haſt du ihn geſehen, mit ſeiner ſchönen, reichen Braut und in deinem Zimmer iſt's eiſig kalt, und ſo troſtlos kahl, daß einen ſchon beim Anblick friert? Nur das Ende bleibt dir, das Ende der Armen ... Nimm dein Kind ins Tuch, geh hinaus; dort, wo die große Stadt aufhört, findeſt du ein Feld voll Schnee, und es ſchneit ja noch immer. Lege dich hin und ruhe; es ſoll ſanft ſein, ſchlafe. Und ſiehe, dein Geſicht iſt ganz hold von Stille, ehe es der Schnee begräbt ... Die Muſik ſchwieg, es wurde Licht, man ging hinaus; Schnee fiel in großen Flocken.

Benno Bremms Kopf, heiß und dumpf, taumelte von

dem Unerhörten. Unmöglich, nach Hauſe zu gehen; und als ihm irgendwie einfiel, daß er morgen früh Ladentiſch und Bücher abzuſtauben habe, graute ihm ſo, daß er den Ekel im Munde bitter ſchmeckte. Fliehn, ins Freie! Er durchſchritt einen Tunnel, ſtieg Stufen, ging an Häuſern entlang und durch zwei leere Straßen der Vorſtadt, die grünliche Gaslampen notdürftig erhellten: ſie blieben zurück und eine Landſtraße zog ihn vorwärts, er bog ab und wanderte mühſam auf einem Wege, den er vom Sommer her gut kannte. Es ſchien ihm, er ſei vergiftet oder halbwegs betäubt, und trotzdem hatte er noch nie ſo unbarmherzig grell und ſcharf geſehen, was für ein elendes, weggeworfenes Stück Welt er darſtellte. Er erblickte im Schreiten dieſes Geſchöpf Benno Bremm, unſauber und ſchwach, das ſich nächtlich an ſich ſelbſt verging und das in Träumen lebte, die von der Wirklichkeit gräßlich verhöhnt wurden; er hätte nicht ſagen können, woher ihm das Fühlen kam, aber es überwältigte ihn dumpf, daß dieſes Sein die Welt entwertete, und daß ihm recht und gut geſchähe, wenn er nicht da ſei, nie geweſen wäre. Rechts und links lagen die Felder unter dickem Schnee, weiß dämmernde Wellen, ſanft, weich und ruhevoll ... Er blieb ſtehen und ſagte laut: „Aber ich darf ja!“ Ja, er durfte, ja, ja, er wollte! Seine Eltern? er hob die Achſeln und lachte ſcharf. Sie würden einen neuen Grund haben, über Unglück zu klagen — welcher Genuß im geheimen, den er ihnen ſpendete — nichts hielt ihn, kein Menſch; das einzige Weſen, das ihn liebte, war bei ihm, würde ihn begleiten, und er brauchte es nicht bei den Böſen zurückzulaſſen. Und wie ſüß war es zu emp-

finden, wie die blonden Mädchen, die ihm kaum dankten, die Mitſchüler, die nicht mehr mit ihm ſprachen, ſtaunen würden und bedauern, daß ſie nicht gütiger gegen ihn geweſen waren, wenn morgen in der Zeitung ſtand, daß man ihn erfroren gefunden habe! Er lächelte glücklich — ſchon lag er rücklings im weichen Schnee — er verzieh ihnen. Sie hatten ſich ſtets von ihm geſondert, ihn nie gut genug gefunden zum Verkehr, den Stärkeren gefiel es, ihn manchmal zu prügeln, und die Schwächeren gaben ihm Spottnamen und riſſen flink aus in den ſicheren Schutz muskelſtarker Kameraden. Er hatte keinen Freund gefunden für länger als drei Wochen, und ſtets ſollte er die Schuld tragen, ſeine Art und ſeine Gewohnheiten. Als ob dabei etwas Schlimmes geweſen wäre! Nun würden ſie's haben. Daß er als Märtyrer ſtarb, ſie waren ſchuld, denn ſie alle, ſamt Eltern und Lehrern, mußten es verantworten, daß nun, wo er ſeine Jahre nach Licht überſah, nur Bücher und Träume ſich wieſen und Sommernachmittage einſam im Wald. Und jetzt hatten ſie ihm auch die geſtohlen und Sonntags allein ihm erlaubt, dorthin zu fliehen. Doch heute wurde das gleichgültig, er hatte genug und rechnete ihnen das doch nicht zum Böſen an. Mochten ſie glücklicher werden als Benno Bremm, er gönnte es ihnen, er klagte nicht an. Sie würden hinter dem ſchwarzen Wagen gehen, der ſeinen Sarg zu Grabe fuhr, die ganze Klaſſe; und die Mädchen würden weinen, ſie, die ihn ſtets verlacht und nie gern gehabt und geküßt hatten. Er ſtreckte ſich, voller Süße wie nie im Bett, und blickte froh in die leisdurchſchwebte Schwärze, weil er ſich ſo edelmütig erwies

Es fühlte ſich gar nicht kalt an. Man wurde langſam ſchläfrig; und wie ſchnell der Schnee einen bedeckte! Er ſah noch die Kappen ſeiner groben Schuhe ſchwarz und rund; ſie ſchienen ihm ſehr nahe. Er wärmte die Hände in den Taſchen des Mantels und war zu müde, ſie herauszuziehen, als Klara ſich aus ihrem Verſteck wand und arbeitete, halben Leibes, dann ganz, und neugierig die Luft einſog. Sie ſaß auf ſeiner Bruſt, warm, weich und lebendig, die fallenden Flocken ärgerten ſie und ſie begann, mit dem Pfötchen zierlich nach ihnen zu ſchlagen. Eine wunderliche Helle erlaubte ihm, ſie genau zu ſehen, dann ſchloß er ein bißchen die Augen; das tat wohl. Ein weiches und träges Glück erfüllte ihn und ließ ihn vergeſſen, gleich nachdem er es bemerkt hatte, daß ſeine Füße erſtarrten. — Ob es ſehr ſüß war, geküßt zu werden? Er gähnte, leichter Schnee ſank ihm auf die Zunge und ſchwand mit heißem wäſſerigem Geſchmack. — Wie ſanft die Ruhe das Herz erlöſte! Sein Bruder ſchnarchte nicht — ſo würde er bald ſchlafen; ſchlafen und träumen. — Es kam ihm vor, als entfernte ihn ein Luftballon, in deſſen Gondel er ſchlummernd ruhte, von da unten, vom Gewimmel, in Luft, die ihn rein und kalt anhauchte; und ſchon ſenkte der Engel Tod, der im Paradieſe droben als ſtiller Vogt der Seelen wandert, ſeine gütigen Augen auf des Knaben Herz, daß es matter ging. Aber zugleich erhob die Jungfrau Marie, ſelig ſchwebend im beſtirnten firmamentnen Mantel, die ihren auf zum ſtrahlenden Sohne, der die Welt jederzeit ganz ſieht, und bat, denn ihr Herz gehört in Liebe jedem Armſeligen; er aber lächelte göttlich und blickte leuchtende Gewährung; und Sankt Georg, der

heilige und zarte Kavalier der Himmelsherrin, machte ſich gleich auf, dem ſammelnden Vogte die Botſchaft zu bringen, es ſei das Sterben dieſer armen Seele vorweggenommen und geſtillt durch das große Sterben auf Golgatha, im vergrabenen Drang ſich zu opfern, zu ſühnen und aufzuſteigen, im Feuer des Endes ſich zu läutern, ſei ein neuer Keim in ihr geboren, und es ſei ihr zugeſprochen, zu leben. Denn wie hätte ſonſt geſchehen können, daß der Knabe geweckt wurde, aufzuerſtehen? Er ſchlief ſchon faſt im Grunde des Schlummers und ſein Traum kleidete ihn in das beſtickte Wams des Leutnants der Musketiere: er war d'Artagnan, und d'Artagnan kam im Galopp, er brachte der Königin einen Brief, ſein Degen klirrte und ſein Rock von weinrotem Sammet flog ihm um die Hüften. Weinte die Königin? Aber hier weinte doch jemand! Er ſchüttelte faſt willenlos den Schnee von der Stirne und öffnete die Augen halb im Schlaf: Hier weinte doch jemand! Klara weinte, ſie fror und ſchrie hell und langhin wie ein Kind in die Nacht, die begann, ſich zu beſternen. Er holte ſogleich voll Erbarmen die Hände vor und ſetzte ſich auf, ſie einzuknöpfen. Er wurde plötzlich ganz wach, ausgeruht und erfriſcht. — Alſo hier ſaß er? Und ein Schreck, der ihm ins Herz ſchlug, riß ihn empor: er ſprang auf die Füße — was tat es, daß ſie eiſig und halb erſtorben waren — er ſtand, er lebte! Klara war in den Schnee gefallen; er hob ſie auf und drückte ſein Geſicht in den flaumigen Pelz. Leben! ein gräßlicher Schreck fiel ihn an. Irrſinn hatte ihn hierhergeführt, ihn vergeſſen laſſen, daß er noch gar nicht alt war, daß ſo vieles noch geſchehen

konnte, daß daheim Bücher lagen und auf Leſen warteten, daß der Sommer kommen würde! Sterben? Aber eines Tages kam das Glück, es wartete ſchon auf ihn, irgendwo, irgendwann, und er wollte es verſäumen? Und mittlerweile gab es Bücher, Träume, Klara, gab es den Cinéma — und andere Städte, in die er, erwachſener, gelangen würde, große, voll von Wundern und Mädchen, von denen eines auch ihm beſtimmt war. O dafür konnte man wohl Ladentiſch und Bücherreihen von Staub ſäubern! Und er machte ſich eilig auf, taumelnd, denn die Füße trugen ihn ſchlecht im Schnee, zur Flucht in die Stadt, die ſich hell überdunſtet vor ihm ausbreitete. Ihn hungerte ein wenig, und er ſuchte in der Taſche nach den Korinthen, die noch in der Tüte klebten und ſüß im Munde zergingen. So humpelte er dahin, ſehnſüchtig nach der erhellten, erwärmten und etwas dicken Luft der Straßen, ein Verwundeter, der das Schlachtfeld hinter ſich läßt, und halb froh, mit verminderter Tauglichkeit, aber lebend, das Regiment ſucht, zu dem er nun einmal gehört.

Der Gehilfe

Er erwachte plötzlich. Die Räder mochten über einen Stein gegangen ſein, und der Stoß hatte ſeinen Kopf gegen die Wand der Kutſche geworfen; der Schlag entriß ihn unklaren Träumen. Er rührte ſich nicht. Vor ſeinen müden Augen flackerte und tanzte, in einer klirrenden Laterne von Meſſing und Glas, das Licht, von dem das Innere des Wagens ſchwach erhellt wurde; die Helligkeit zitterte auf ſeinem blaſſen, klugen Geſicht. Er ſpürte im Munde einen bitteren Mißgeſchmack und dachte flüchtig an Äpfel, die ſie ihm mitgegeben hatte. Die Fenſter klapperten leiſe, und draußen trotteten die Pferde auf dem gefrorenen Boden, beides ſchien die Winterkälte übertreibend auszudrücken; aber ihn fror nicht, die dickbehandſchuhten Hände in den Taſchen des ſchweren Pelerinenmantels, den Fuchskragen über Ohr und Kinn geſchlagen, die Kaſtormütze um die Stirn und die Füße im Fußſack aus Heidſchnuckenfell. Sie fuhren durch ein Dorf, aber er war nicht lebendig genug, ſein Geſicht an die Scheiben zu drücken, die Trunkenheit des Grames und des Schlafes lähmten ihn. Ein kleines helles Vogelſtimmchen rief; Goldammer, ſagte der Kenner in ihm und wunderte ſich: jetzt in der Dunkelheit? dann ſchloß er die Augen. Das war Weende; die Fahrt endete bald — doch ſeine Lider fielen wieder und machten aus dem kleinen Geſicht,

das im Pelzwerk verſchwand, etwas Totes. Kein Schlummer ſtellte ſich ein, Gedanken zogen über das Dunkel, düſter ſchimmernde Wolken über einen nächtlichen Himmel.

. . . Er hatte ſie dort laſſen müſſen! Monatelang würde er ihre Blicke nicht auf ſich fühlen, ihre Stimme würde er wieder vergeſſen! Sie war ihm zuletzt um den Hals gefallen, die großen geliebten Augen voll von Tränen, und hatte geſchluchzt: „Hole mich, hole mich bald! Sie quälen mich ſo . . .“ Ihm ward kalt vor Grimm: ſeinetwegen quälten ſie ſie; weil ſie ſeit Jahren, vielen, verſprochen waren, und er nicht kommen konnte, ſie zu ſich zu nehmen. Die Mutter hatte täglich biſſige Reden, und der Vater wies ihr ein mürriſches Geſicht. Er hatte es vergeſſen gehabt, Träumer, der er war, hatte Wochen bei ihr in Northeim zubringen wollen, beglückt von ihrer Nähe und der ſtillen Arbeit — nun war er eilig aufgebrochen, zurück nach Weimar, von wo er doch zu fliehen gedachte. Aber nun, da die Frau Großherzogin ihm ein Gehalt anbot, eine feſte bürgerliche Anſtellung, wenn er den Unterricht der jungen Prinzen fortſetzen wolle — nun war es ſeine ſichere Pflicht, ohne Zögern ja zu ſagen, zuzugreifen und zu heiraten — alle Abneigung gegen mündliches Wirken zu vergeſſen, und nur die ſpärlichen Mußeſtunden vor dem weißen Papier zu verbringen, das durch Tinte und Gänſekiel den Geiſt, die Form, das dauernde Leben empfangen ſollte. Wenige würden es ſein, wenige ſolche Stunden — und er ſtöhnte laut in ohnmächtiger Verzweiflung — ſehr wenige! Das geliebte Mädchen, ſo nahe bei Tag und Nacht; die Hofgeſellſchaft, die lockende Unruhe, das Auf und Ab vieler Menſchen,

lieber, wohlmeinender, aber ablenkender Menſchen; die unſelige Leidenſchaft für das Theater, die ihn wie eine Ausſchweifung beglückte, um ſich hernach in peinigende Reue zu verwandeln, der Zeit wegen, die ſie dem Werke ſtahl. Und beſonders: der Meiſter, der weiſe, zaubervolle, übermächtige Greis . . .

Er ſprang auf die Füße — mochte der Fußſack zertreten werden — —, ſein Kopf berührte das Dach des Wagens, er öffnete das Fenſter und atmete gierig die eiſige Friſche ein, die ihn anſprang, Nachtluft, Winterluft. Die Felder ſchimmerten im Schnee, ein mattes Licht ausſtrahlend, rechts und links ſtanden ſchon einzelne Häuschen inmitten der umzäunten Gärten, und vorn, zarte Helle über ſich, lag Göttingen. Dies hier rechts war Lichtenbergs Pavillon, und die vielen Baumkronen weiter vorn gehörten dem Weender Kirchhofe, wo Bürgers Grabmal ſtand . . . Er ſchlug das Fenſter zu und ſuchte ſeine Ecke auf, in zehn Minuten hielten ſie vor der Krone, in drei Tagen war er wieder daheim . . . Wie geläufig ihm das alles noch war . . . Freilich, er hatte es weit gebracht, ſeit er zum erſten Male hier eingezogen war . . . laß ſehen, wann — — anno einundzwanzig, vor neun Jahren. Jetzt weilte er, wenn er ſich in Weimar aufhielt, täglich in dem Hauſe mit den ſchönen Treppen oder im Garten unten am Stern; mit demſelben Greiſe, dem alle bedeutenden Köpfe Europas ihre Unterordnung, in Brief, Widmung oder Worten kundtaten, fuhr er in der Kutſche, lehrte ihn mit dem Bogen ſchießen, empfing ehrfürchtig aus ſeinen Händen Urſchriften ſeiner ſchönſten Werke oder hörte ihn ſelbſt daraus vorleſen: und er, der

Geringe, durfte über Druck und Umgeſtaltung jener Schriften mitreden, die Deutſchlands koſtbarſtes Gut ausmachten! Der alte Student, der mit neunundzwanzig erſt zur Univerſität gelangte, der ſchüchterne Dichter von damals: das hatte er nicht einmal erträumt . . . Die Jenenſer machten ihn zum Doktor, auf den Wink des Meiſters, dann ſandte er ihn gar nach Italien als Begleiter ſeines Sohnes; nun kam er zurück, die Seele voll von Geſchautem.

Wirklich? Kehrte man, wenn man umgeben von glanzvollſter Sinnlichkeit durch das unerhörte Sehnſuchtsland der Künſte zog, in Genua um, ohne Rom geſehen zu haben, Rom! ohne Neapel, ohne Sizilien? Gewiß, er war ganz und gar Norddeutſcher; und nach einiger Trunkenheit ſah er ruhig und ſkeptiſch, wie ihm alles das ein wenig — fremd blieb, unangemeſſen und faſt unbehaglich. Er war erkrankt, außerdem. Aber nicht das Fieber hatte ihn heimgeſandt, als er in Mailand einſam lag, und nicht Enttäuſchung: der Gedanke, der ihn umkehren hieß, war weder: du kannſt hier umkommen, noch: was wird dann aus dem Mädchen; er lautete einzig: was wird aus dem Werk, das unfertig in ſeinem Kaſten harrte, aus den Aufzeichnungen alles deſſen, was der Göttliche täglich zu ihm ſagte, aus dem reifſten Menſchenbuche, das je einer der Welt gab! Manches lag ſchon rein und erledigt, kunſtvoll geführten und gewiſſerweiſe natürlichen Geſprächen gleich, anderes aber noch roh, im erſten glanzloſen Ausdruck eilig vermerkter Erinnerungen, wie er ſie nach Hauſe brachte, die Stoffe kaum geordnet und die Gedanken durchaus ſkizzenhaft angedeutet, keinem verſtänd-

lich außer ihm ſelbſt — — wenn es die Freunde ſo herausgeben, was wird aus deinem Nachruhm? Und ſo kehrte er um, ſah die Alpen wieder, blieb in Genf, in Frankfurt, nun hier. Formen! hatte es gerufen, ſchaffen! den breiten Ausſprüchen oder flüchtigen Bemerkungen, die vom Alltag ganz gerade in die höchſte, erlebteſte Erkenntnis hinaufſtiegen, in Entzücken und Mühſal ein dauerndes gemäßes Kleid geben! Mochte das Wiſſen immer jenem gehören, dem Meiſterer des Lebens: dennoch war ſein die liſtige Ordnung des Inhalts, die Sprechgeſtalt der Rede, der treffende Ausdruck einer Stimmung, die majeſtätiſche Gebärde des greiſen Sprechers. Er, der beſcheidene Diener, durfte ſie ſchreibend nachſchaffen; am Schreibtiſch war er Herr der Weisheit, der er ſonſt diente, mit freien Händen langte er nach allen Seiten in den Reichtum, er verband das Gleiche direkt oder durch feine Anſpielung, was etwa über Poeten geſagt wurde, über Malerei oder Phyſik; er ſchob Erlebniſſe, Scherze und Beobachtung täglicher Vorgänge ein, damit ſie das Gewichtige zur Wirkung hoben, und ſteigerte die vergänglichen Worte wählend und veredelnd zur ewig lebenden Kunſt. Wie oft hatte er glücklich lachend beſonders gelungene Seiten ins Kerzenlicht gehalten! Sein Werk war es, ihm ſollte es Ruhm bringen, jetzt ſchon, nicht erſt nach dem Tode. Unter jenen Bäumen lag Bürger begraben, der Dichter — ein unſeliges Leben hatte er geführt, und Schiller hatte es ſcharf geſagt — — aber berühmt war es, gefeiert, überall gekannt! Und er — er wollte kein Maulwurf bleiben, auch ſeinen Namen ſollten die Deutſchen kennen, die tätigen Männer und die Mädchen . . . alsbald wollte er das

Werk fertigſtellen und an den Tag geben — — und nun? Ein Wort des Meiſters verurteilte ihn, im Dunkeln zu ſterben. Hier in der Taſche kniſterte der Brief, den er ihm nach Frankfurt geſandt, und in dem er, verborgen unter freundlichen ſanften Sätzen, das Urteil des Werkes ſprach: zu ſeinen Lebzeiten nicht öffentlich zu werden . Hatte die Liebſte nicht recht, wenn ſie ihn mit Leidenſchaft ichſüchtig ſchalt und kalt und böſe? Still, ſtill — — nicht laut werden laſſen! — Und warum nicht? Diente ihm irgendeiner treuer? Wer von allen durfte ſagen, daß er ihn inniger verehre? So hätte er dem Helfer den Ruhm und die Freude gönnen dürfen. Nur dieſes konnte der Grund ſein: allein daſtehen wollte er, der Alte, die Hand auf ihm halten. Er war ſtark und zäh, er würde ihn gewiß überleben, den kränklichen ſtillen Gehilfen, und ihm dann ein paar gemeſſene Worte Lobes nachſchreiben, wenn ein anderer die Konverſationen, ſein Werk, veröffentlichte. Doch ſie ſollten nicht! Er empörte ſich wider ihn. Lieber wollte er in gerechtem Geize den Schatz verbrennen! War es nicht genug, daß er ihn aus eigener, wenn auch geringer, aber eigener Laufbahn lockte und in ſeine Dienſte zog? Damals hätte auch er ein originales Talent werden können, wie Immermann oder die Schlegels. Heute war es zu ſpät — — und daran war ſein übermächtiger Einfluß ſchuld . . . Das Blut konnte einem darüber wohl grimmig ins Geſicht ſteigen! Grollte er ihm? Ja. Hatte er ihn nicht immer geliebt? Ja. Und jetzt . . . liebte er ihn noch, trotzdem? . . . In ihm flüſterte eine innerſte Stimme eine wortloſe Bejahung. Aber er ſchwieg ſie trotzig nieder.

Es hallte ein wenig, wie ſie durchs Weendertor rollten; in den Lichtſchein einer großen Lampe, die mit hellem Argandſchen Brenner Rüböl brannte, und die an einer Kette aufgehängt war, trat ein ältlicher Mann und wechſelte, ohne daß man anhielt, mit dem Fuhrknecht einige Worte. Der junge Doktor erhaſchte von ſeinem Geſicht nur die Gläſer einer runden Hornbrille und den weißlichen Bart, am Munde gelb gefärbt vom Pfeifenrauchen. Er freute ſich ſpöttiſch an dem Gedanken, wie unzufrieden der Alte mit dieſem Zufall geweſen wäre, wo er an dem erſten Begegner, im Tore der Stadt, gleich zwei verhaßte Laſter ſehen mußte, Tabak und Brille. Sie fuhren im Trabe die Weenderſtraße hinab, die ganz verödet lag. Hin und wieder, auf dicken Holzpfählen, verbreiteten Lampen ein gelbes Licht, geſchützt durch Drahtgitter, damit die Studenten ſie nicht freventlich zerſchlügen. In den ſieben Jahren ſeiner Abweſenheit hatte ſich nichts verändert. Die eigentümlich verwunderte Rührung, mit der er alte Zuſtände wiederempfand, durchdrang ihn ſänftigend und löſend. Das hohe Dach des Reithauſes, weiß beſchneit, ragte ungeheuer empor, die Jüdenſtraße öffnete ſich wie ein ſchwarzes Loch; dort, wo quer über die ſchmale Gaſſe die Lampe hing, hatte er gewohnt, weil er's immer eilig hatte, ins Grüne zu gelangen. Du altes gutes Zimmerchen, dachte er, du alte gute Stadt ... Der Turm von Sankt Jakobi trat an die enge Straße wie ein rieſengroßer Wegelagerer, der an der Mütze als Feder Wolken trägt; es ſchlug juſt halb, als der Wagen vorüberfuhr, halb neun vermutlich; vom Rathauſe antwortete es, und auf Sankt Johanni, hoch oben in ſeiner Turmſtube ſtieß

der Feuerwächter ins Horn, die Stunde verkündend, und daß er wache. Morgen wollte er, ſich erinnernd, umherwandern und Diſſen aufſuchen, ſeinen alten Lehrer. Der Wagen hielt vor dem Gaſthaus zur Krone.

— — Erfriſcht und hungrig ſtieg er die gewundene Treppe hinab, die erfüllt war von dem halblauten Geſang vieler Studenten in einem entfernten Raum, und trat in das Zimmer zu ebener Erde, wo die Speiſen aufgetragen wurden. Es war faſt leer. Er grüßte höflich und ſetzte ſich, unangenehm berührt von ihrer Länge und Öde, an die weiß gedeckte Tafel, indem er die Schöße ſeines lederfarbenen Rockes ſorglich beiſeite hob und die Beine, die noch vom Wagen her ſteif waren, ſoweit als anſtändig ausſtreckte; ſie ſteckten in engen dicken Hoſen und breiten, mit Pelz gefütterten Stiefeln. Man trug auf, und er aß mit großem Vergnügen eine warme Graupenſuppe, Kaſſeler Rippenſpeer mit Erbſen und Sauerkraut, und ein wenig Käſe hinterdrein. Dann ließ er ſich ein zweites Glas Bier geben, heimiſchen Gebräus, und machte ſich daran, von Sattheit und behaglicher Wärme wohlgelaunt, mit einer Feder, die er ſtirnrunzelnd als ſchlechtgeſchnitten beſah, Namen und Ziel in das große Buch zu verzeichnen, das der Kellner vor ihm aufklappte: Dr. Eckermann, aus Weimar, kommend von Frankfurt, reiſt nach Weimar; und das Datum: Göttingen, am 20. November 1830. Das Buch wurde weggetragen, und er muſterte freimütig die anweſenden Männer. Zwei junge Engländer hatten den „Temps“ vor ſich ausgebreitet, und der eine teilte dem anderen, welcher wohl nicht franzöſiſch ſprach, zu Zeiten aufblickend mit knappen Worten das Wiſſenswerte

mit; der Lauſcher freute ſich, ihn ohne Anſtrengung zu verſtehen, und erfuhr ſo, welch bemerkenswerte Rede Herr Guizot gehalten habe, und daß zwiſchen Cuvier und St. Hilaire keinerlei Verſtändigung möglich ſei. An der Wand hingen an Lederriemen zwei Paare hölzerner Schlittſchuhe mit vorzüglichen Stahlſchienen; ſie tropften noch, und er folgte gefeſſelt der Ausbreitung, welche die kleine von ihnen bewirkte Lache auf den Dielen gewann. Ein junger Hauptmann des hannoverſchen Regimentes, das hier garniſonierte, ſaß angeſtrengt denkend vor einer Partie Schach, ſein Gegenüber, ein alter bartloſer Herr in Schwarz, Profeſſor vermutlich, betrachtete die Stellung der Steine mit ſpöttiſchem Geſicht. Über ihnen hing das Bildnis des Königs von England, Wilhelms IV., ein großer Stahlſtich, ſchwarz gerahmt. Dann trat ein kleiner magerer Herr ins Zimmer, grau gekleidet, und näherte ſich mit ſo verbindlicher Miene, daß der Angekommene ſogleich erriet, es ſei der Wirt, der ihn mit zwei guten Verbeugungen begrüßte und ein Geſpräch begann, während er die neueſte Nummer der Frankfurter Nachrichten unter dem Arm geklemmt hielt. „Es trifft ſich," ſagte er zarten Tones, „daß der Herr Doktor nach Weimar reiſen?" Eckermann bejahte, und fügte hinzu, er wohne daſelbſt. „Wie alt iſt doch Herr von Goethe jetzt?" „Einundachtzig Jahre." „Schrecklich, ſchrecklich," murmelte der Graue, „in ſo hohem Alter ſoviel Unglück . . ." „Ein Unglück?" fragte Eckermann, ſich mit einem Rucke aufſetzend. Um Gotteswillen! dachte er erblaſſend . . . Dann ſagte der andere wichtig und bedauernd: „Sein Sohn, der Kammerherr, der eben in Italien reiſte, iſt zu Rom

verſtorben, am ..." er öffnete hurtig die Zeitung, „am 27. vorigen Monats. Ein Schlaganfall. Welch ein trauriges Ereignis ..."

Der Gaſt warf ſich ein wenig vorwärts, ſein Mund öffnete ſich, und ſeine Augen wurden plötzlich ſehr weit und rund, dann ſchluckte er — der Apfel des Kehlkopfes ſtieg ſonderbar auf und ab — griff mit beiden Händen nach dem Bierglas und trank, während die Arme, die Hände und ſelbſt die Finger zitterten. Darauf ließ er ſich zurückfallen und wiſchte mit dem Taſchentuch über die Stirn. Ein ſonderbarer Herr, dieſer Doktor ... ich wette, er hat den Verſtorbenen gekannt! dachte der Wirt und bereitete ſich auf eine rührende und feſſelnde Szene vor. Der Gaſt ſah ihn an und ſagte, indem er aufſtand, ſich räuſpernd und dennoch mit beengter Stimme: „Ein Licht, Herr Wirt, wenn ich bitten darf. Ich bin recht müde." Der Wirt verneigte ſich und rief dem Kellner zu: „Ein Licht!" indem er alle ſeine Enttäuſchung in die Schärfe des Tones fließen ließ. Der Doktor trat unterdeß ans Fenſter, nahm den Vorhang beiſeite und legte den Kopf an die kalten Scheiben. In der Ratsapotheke iſt noch Licht, merkte er, während ihm die Tränen in die Augen ſtiegen. Haltung, um Gottes willen, wenigſtens bis du draußen biſt! Er hörte den Kellner hereinkommen, nahm ihm, ſich umwendend, den Zinnleuchter aus der Hand und ging ſtumm grüßend hinaus. Er ſtützte ſich feſt aufs Geländer, das Licht in ſeiner freien Hand zitterte und ließ ſeinen Schatten an der Wand tanzen. Er war nur wenige Stufen emporgekommen, langſam und ſchwach, da brach der Studentengeſang wieder los:

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tag?
Ich dächte nur: ergo bibamus!
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlag . . .

Er hatte beim erſten Ton das Geländer losgelaſſen, ſprang, die Hand auf ein Ohr preſſend, die Treppe hinauf, lief durch den Korridor und ſchlug die Zimmertür krachend hinter ſich zu. Dies Volk benahm ſich raſend abgeſchmackt . . .

Nun ſtand er mitten in dem kahlen kalten Gaſtzimmer, hatte die Kerze auf ein Tiſchchen geſtellt und ſtarrte in die Flamme. Die Ungeheuerlichkeit der Nachricht ließ keinen anderen Gedanken heran als dieſen, lang hinſchwingenden: Herr von Goethe war tot . . . Es gelang ihm nicht, ihn zu verſtehen. Der Mann, den er morgens auf der Straße in Genua abſchiednehmend umarmt hatte, unter makellos blauem Himmel, wo die alten Häuſer von Frühſonne vergoldet ſtanden, dieſer Mann, jung, gebräunt, heiter, voll von Kraft, dieſer Mann, im höchſten Leben ſtehend, genießend und tätig, regſam und voll Feuer — dieſer Mann war plötzlich tot . . . Man würde ihn nicht mehr wiederſehen. Der Klang ſeiner Stimme war ſchon vergeſſen, ſein Ausſehen würde bald dem Erinnern entſchwinden, ſein Leib, der lebendige Leib, den er warm und pulſend an ſeiner Bruſt gefühlt hatte, lag ſchon in einem hölzernen Sarge gebettet in Erde, und würde verweſen, ſich auflöſen, verſchwinden. Das war der Tod, von dem man nicht weiß. Er ahnte ihn im Pathos der Stunde wie einen umbrannten Apollon, der aus Wolken unſichtbare Pfeile ſchnellt. Aber über ein Ahnen kam ſein Geiſt nicht hinaus, und ſein Verſuch, wahrhaft zu begreifen, ward verdeckt vom Bilde des Schützen und übertönt von

dem ſchmerzhaften langſamen Schlagen ſeines Herzens. — Lege dich zu Bett, ſagte er ſich endlich laut, du biſt ermattet; ruhe wenigſtens. Schlafen? Ach nein ...

Als er lag und die Augen ſchloß, ſah er plötzlich wie eine übergroße Skulptur aus nächſter Nähe das Geſicht Goethes, des Vaters, ungeheuer und ſteinern. Er erſchrak. Sein Schmerz! rief es in ihm, wie das Antlitz verſchwand. Wie würde er's ertragen — ſeine leidenſchaftliche Seele und der alte, wenn auch ſtarke Körper! Sein einziger Sohn dahin, er, den er liebte, ob er's gleich in ſich barg, den er ſich zum Helfer erzogen hatte, dem er mit dem neuen Jahre einen Teil ſeiner Ämter und Laſten hatte übertragen wollen — wie würde er leiden! Hatten ihm nicht die Götter, als ſie ihn zu einem ihrer Art ſchufen, eine Fähigkeit, Schmerzen zu dulden, in die Bruſt gelegt, jenſeits alles Menſchlichen? Und ließen ſie ihn in eine Glorie hinein altern, um ihn um ſo ſicherer zu treffen und einſam zu vereiſen? Schiller war ihm geſtorben; dann die Gattin, vor zwei Jahren ſein Großherzog, und jetzt der Sohn, der Mann, welcher dies ganz auf Wirkſamkeit geſtellte Leben in der nächſten ſichtbaren Umgebung erben und fortſetzen ſollte! Wie ſah es nun darum aus? Es würde ihm ſicherlich daſtehen wie eine Pyramide ohne Spitze, ein ungeheurer troſtloſer Stumpf ... Als er ſich von dem Fräulein von Levetzow hatte trennen müſſen, wurde er, vierundſiebzig Jahre alt, vor Leidenſchaft und Schmerz körperlich krank — was konnte, was mußte jetzt geſchehen, wo Frau Chriſtianens letztes Kind ihm entriſſen war! Er würde die Verzweiflung, die ſich wie ſchwarze Flut aus ihm ergießen und ihn fortſpülen wollte, mit

wortloſer allerletzter Kraft zurückpreſſen. Beides, der ſtete Anprall und die ſtete aufreibende Wachſamkeit mußte ihn unerhört quälen. Wenn er ermüdete, war eine Kataſtrophe da — und was ſie zurückließ, das ſtand bei Gott ... Wenn der Achtzigjährige erläge, wenn er ihn nicht mehr lebend fände . . kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Dann blieb die Welt leer. Dann kam es auf nichts mehr an. Dann war gleichgültig, ob ein Eckermann da war, ob er ſchrieb, ob er heiratete, ob irgendwer ihn kannte, Glück und Unglück waren ſinnlos und das Leben zu Ende.

Und plötzlich ſchien es ihm, als ſei er, der hier mit ſchmerzendem Rücken zu Bette lag, ein ganz kleines Männlein — ein Gefühl, das er hatte, wenn er an Kirchtürmen emporſah; er lächelte ſpöttiſch über ſich, denn alsbald ſah er vor den geſchloſſenen Lidern einen Pygmäen, der an einer Kathedrale hinaufblickte. Und er hatte vorhin nach einer originalen Tätigkeit begehrt, hatte ſein winziges Geſchick abzweigen wollen von dem Olympiſchen, in deſſen Schatten er wachſen durfte, gehegt von ſeiner Güte und gefördert allein durch ſeine gnadenreiche Gegenwart. Wer war er denn? Wo gab es ein Recht auf Eigenheit für ſo unweſentliche Burſchen? Er wäre einfach vergeſſen worden, und er verdiente das. Niemals in ſeinem Leben hatte er ſo deutlich geſchaut, was dieſer Menſch für das Maß der Welt bedeutete, in der er ſtand — erſt an der Vorſtellung ſeines Nichtmehrſeins konnte er die Höhe und Breite dieſes Seins ermeſſen. Und dieſer Übermenſch in ſeiner unzugänglichen Einſamkeit litt jetzt, angeſchmiedet, zerfleiſcht und gigantiſch wie Prometheus! Er aber, Eckermann, hatte mit ihm gehadert! In der

Stunde vielleicht, in der jenen die Pein anfiel, hatte er ſich wider ihn erhoben und, ſo winzig er war, ihn geſcholten. Er war nicht zu klein, um nicht einen Zahn zu haben, an dem Herrn zu nagen. Wie ganz allein jener ſein mochte, wenn das mit ihm geſchehen konnte, der doch vermeinte, ihn tiefer als alle anderen zu kennen, das hieß: zu lieben! Wenn jeder ſeiner Freunde jenen einmal verließ, wie er ihn noch eben innerlich verlaſſen hatte — was hatte er von Fremden, was hatten dann gewöhnliche Menſchen voneinander zu erwarten? Und ob er ſich jetzt auch noch ſo inbrünſtig an ihn klammerte, alle ſeine Verehrung, ſeine Dankbarkeit und innige Liebe zu dem Großen nie ſo heiß in ſich glühen gefühlt hatte als in dieſer Nachtſtunde — es vermochte vielleicht den Verrat gut zu machen, aber ungeſchehen ward er nicht. Er war kein beſſerer Jünger geweſen als Petrus — wenn ihn jetzt auch beißende Scham anfiel, und das Gelübde ſich ihm entrang, ein treuer Gehilfe zu ſein, und ſeinen Ruhm nur zu ſuchen, wo er ihm zuſtand: im Dienen.

Er lag wach, mit geſchloſſenen Augen, und dachte an Goethe. Worte über Worte klangen in ihm, die er zu ihm geſprochen hatte, im Junozimmer, im Garten, in der Kutſche. Er ſah ſeine Augen groß und ſtreng blicken und ſeine Lippen gütig lächeln. Er dachte an Geſchehniſſe, an Gebärden, an Morgenbeſuche und großen Empfang. Sein Gehirn warf immer neue und neue Szenen empor, es war ganz erfüllt von dem, der ihn in ſeiner Nähe duldete. Und ſo, während die Uhr auf dem Tiſchchen geſchwätzig tickte, glitt er ſacht, nach langem qualvollem Wachen, gegen Morgen in einen halben, endlich in einen tiefen

dumpfen Schlaf, der voll war von raſend ſchnellen, ſchattenhaften Geſtalten. Endlich, als es draußen begann, hell zu werden, träumte er Deutliches. Er wandelte mit Auguſt von Goethe durch eine Landſchaft nahe bei Genua, am Meere entlang. Sie war erfüllt von in ſich leuchtender Luft; er wußte aber, daß es ein Aquarell von Goethe ſei, in dem ſie gingen, und dem ſie als Figuren angehörten. Zur Rechten breitete ſich ein Hain von Oliven, Lorbeer und Eichen; den Boden bildete friſchgrünes Moos, elaſtiſch zu betreten, und während in der Luft eine Lerche ſang, riefen Meiſen und Amſeln einander zu, indem ſie durch Roſendickicht ſchlüpften. Zwiſchen den Stämmen wurde das Auge zum Meere hingezogen, das mit dem Himmel zu einem einzigen brennenden Blau verſchmolz. Er fühlte ſich unſagbar glücklich, ſein Atem ſog die duftende Luft in langſamen ſeligen Zügen, während er von ſeinem Eſchenbogen Pfeil um Pfeil ſchnellte, die der junge Freund im Fluge erhaſchte. Sein Köcher war leer, und Auguſt — beide zwanzig Jahre alt — brachte laufend ihm ein ganzes Bündel Pfeile. Da rief er ihm zu:

„Das hat Ihr Herr Vater doch recht wunderſchön vollbracht!“

Vom Meere her ſcholl ein behagliches Lachen, und es war Goethes Stimme, die er freundlich ſagen hörte, als redete der Himmel oder das Meer, was er ſo oft vernommen:

„Wollte ich meinen, beſter Eckermann!“

Er warf wie grüßend beide Arme empor — und erwachte davon. Der Raum lag eiſig kalt, voll von dumpfem Morgengrauen, und mit der Kälte und dem grauen Licht drang ihm ätzende Trübſal ins erſchauernde Herz.

Allah

Ach, ihr habt recht, es iſt ein trauriges Wetter. Der Regen gedenkt nicht zu ſchweigen, und wenn ihr ans Fenſter tretet, hängen in den gelichteten Bäumen nur noch ſpärliche gelbe Blattreihen, und die ſchwarzen Gerippe der Allee ädern einen grauen Himmel. Was ſollen wir beginnen? Man kann nicht immer nur disputieren, das ſcharfe Kämpfen der Gedanken ermüdet und reizt. Muſik, ja; aber wir werden danach traurig ſein, in der Dämmerung; es ſind ja nicht alle hier, die ſonſt mit uns muſizierten, in dieſer Stunde des ſchwindenden Tages, und das Herz wäre allzu allein. Setzt euch in die Ecken und bringt Zigarettenrauch ins Zimmer, damit die ohnehin graue Luft wohlrieche, und laßt mich erzählen, von uns jungen Leuten. Nichts ſcharf Spöttiſches, nichts von den alltäglichen Gemeinheiten, die uns peinigen, bis wir ſie in Form und Lachen überwinden .. am Ende nehmt auch ihr mir's übel auf. Eine einfache, brave Geſchichte ſoll es ſein, eine kleine Heldentat, etwas Stärkendes, bis uns die Lampe wieder zur Arbeit ſcheint.

Seht ihr ſie da ſitzen, viele Knaben mit Geſichtern, die von den Gasflammen grünlich ſind? Sie lachen; eine herzhafte, laute Verſammlung. Über ihnen hängen häßliche Bilder und Geweihe, an deren Enden ſie ihre bunten Mützen keck aufgeſpießt haben; auf der langen Tafel, ge-

bildet aus vielen rotkarriert gedeckten Tiſchen, ſtehen große Biergläſer mit Zinndeckeln, und in die Rauchſchwaden ihrer Zigarren und Zigaretten hinein reden ſie alle zugleich, helle Stimmen und tiefe, laut, unbeengt und gut geſtimmt: das ſind die Rauchwitzer Schüler, und der Pikkolo, der mit einſiger Freudigkeit eben neues Bier heranſchleppt, dieſer blutjunge Pygmäe, iſt augenſcheinlich größer und ſicher älter als mancher von ihnen. Sie ſind ſorglos und könnens ſein; kein Oberlehrer wird plötzlich hereinkommen und durch ſeine bloße Gegenwart dieſe Heiterkeit jäh zum Schweigen und Erſtarren bringen . . . hier ſitzen ſie, Herren des Ortes, und kneipen offen und unter Geſetzes Schutz. Zweimal die Woche ſind ihnen anſtändige Bierlokale vom „Chef" freigegeben, „damit Sie mir nicht unbefugt in Kaſchemmen hocken."

Dies aber war keiner der gewöhnlichen Kneipabende. Denn ſo ſtreng die Trennung der Klaſſen ſonſt beachtet wurde: aus den Jungenköpfen der Oberſekundaner hoben ſich dennoch die würdigeren der Primaner heraus, und ſelbſt die gereiften und bärtigen Herren fanden ſich, die die Oberprima bildeten und zierten! Welch eigentümliches Geſicht! Da ſaßen ſie alle beieinander, ſchwatzten, rauchten, oder ſangen auf den Wink des Vorſitzenden, nachdem ein unſägliches Klavier die übrigens allen bekannte Melodie intoniert und vorgeführt hatte, daß es ungewiß ſei, was die Welt morgen brächte, Leid oder Freud, und ſchloſſen auf unanfechtbare Art mit der Verſicherung, „heute ſei hoit", wobei die Weiſe emphatiſch in die oberſten Lagen ſtieg. Kam ihr Pathos aus der echten Überlegenheit des Weltweiſen über das ungebunden lauernde Geſchick? Oder

war es etwa nur das Hinterſichwerfen einer geheim drückenden Angſt? Letzteres war der Fall, und damit hing es zuſammen, daß ſie heute hier ſo brüderlich den Mund weit und rund öffneten: alle drei Klaſſen hatten heute das letzte der großen Extemporalien angefertigt, die über die Verſetzung, bei den Oberprimanern jedoch über das Abiturium entſchieden; dies mußte man feiern, da überdies ein Daheimſitzen unratſam war, der Skrupeln und Ängſte wegen ... verſteht man nun? Der Regen brach in Strömen aus den Wolken, und in den Straßen arbeitete der Sturm — man war im März; aber dennoch ſaßen ſie faſt vollzählig da, außer Otto Kloſe, dem blonden Primus von O I, fehlte keiner. Dieſer allerdings hatte heftig zu arbeiten.

Der Präſide ſchlug mit dem Säbel — einem langen krummen Säbel mit großem Korb — ſchmetternd auf den Tiſch, bedeutungsvoll wie ein Häuptling wilder Völkerſchaften mit dem Speer den dröhnenden Schild ſchlägt, rief, das männliche Zeichen auslegend: „Silentium ex! Ein Schmollis den Sängern und der famoſen Kapelle!“ und verſchlang das Bier in ſeinem Glaſe. „Proſt!“ ſchrien alle und hoben ihm ihre Krüge entgegen, freudig und anerkennend, „proſt, Allah!“ und lautes Reden brach allgemein aus.

Man nannte ihn Allah (und ihr ſeid getäuſcht, denn ihr wart auf den Orient eingeſtellt, auf Buntheit, Fanatismus, Krieg vielleicht — doch ich verliere mich —) ſie nannten ihn Allah. Warum? Weil er Alfred Lamarten hieß? Das hatte ſicherlich dazu beigetragen; aber es war doch nur etwa der Anlaß geweſen; die Quelle, aus der

dieſe Benennung floß, war eher eine unklare Gemütslage, die ſie ihm gegenüber einnahmen: die der Bewunderung nämlich, der unbedingten Anerkennung als etwas Oberes, und das Gefühl, in ihm auch ein bißchen ſich ſelbſt zu feiern. Seht ihn euch an, wie er dort ſteht, aufgerichtet, hoch und bräunlich, und ſeinen freien Blick aus braunen Augen über alle dieſe Köpfe prüfend hingleiten läßt! Sein Geſicht, das ſich über breiten Schultern lächelnd erhebt, ſpricht von friſchem Verſtande, und ſeine kräftige Hand liegt vertraulich um den Griff der Waffe. Das iſt Allah dem das nahe Examen keine Furcht macht, denn man wird ihn ſicherlich vom Mündlichen entbinden, und der dennoch unter den guten Turnern der ganzen Anſtalt keinen findet, der ſtärker, mutiger und gewandter die großen Wellen und Schwünge am Reck, die großen Würfe und Fänge beim ſauſenden Schleuderballſpiel wagt und glücklich ausführt . . .

Vielleicht ſitzen hier an den Tiſchen tollkühnere Waghälſe, Mitberg etwa, der im Treppenhaus der Schule, im zweiten Stockwerk, auf den Kugeln der Geländerpfeiler ſteht, ſteht und lachend über dem Abgrund ſchwebt . . . während den Zuſchauenden das Herz in der leeren Bruſt zuckt; vielleicht findet ſich in der Klaſſe einer oder der andere, der mathematiſche Sätze auf neue Art löſt oder die Geſtalt des Taſſo glühender und beſeelender anſchaut, von fleißigeren Schülern zu ſchweigen . . . aber wo vereinigt ſich, wie bei Allah, ein geübter Körper ſo glücklich mit friſchem Geiſte? Sucht nicht, ihr findet keinen. Die Lehrer ſehen ihn günſtig an, und die Freude der Schüler an ihm wird keinen zum Neide oder zur Verachtung

reizen: denn das Lachen um Lippen und Augen gewinnt das Herz.

Nun ſitzt er, aber die launigen Reden ſeiner Nachbarn dringen kaum in ihn ein. Seine Blicke wölben eine Brücke über ſie hinweg nach einer gewiſſen Stelle der Tafel, dort weit unten, wo die Füchſe ſitzen, die Sekundaner. Sie haben zwar ein eigenes Oberhaupt, Otto Eichhorn, den dicken Alten, aber er iſt bequem, und er ſchaut wie die anderen mit beluſtigter Spannung eben den beiden zu, die Allah beunruhigen. Denn unten hat ſich die Veränderung vollzogen, daß Wilhelm Grabert ſeinen Platz mit einem andern getauſcht hat und nun Benjamin Bejach gegenüberſitzt; nun lehnt er ſich lang über den Tiſch, er redet zu ihm, und die nahe ſitzen, hören zu. Ein Paar, nicht alltäglich zu ſehen, weiß Gott. Der blonde Grabert iſt lang wie ein Kleiderſtänder, und ſein weiß und rotes Geſicht groß wie ein Schinken. Ein guter Burſche, Landmannsſohn, der durch Zufall und Freundſchaft aus der Schule einer kleinen Landſtadt zu uns übergeſiedelt iſt. Dort galt er für tüchtig, und im Deutſchen leiſtete er ſogar Beſonderes; bei uns jedoch verlangt man viel, und er kommt gerade ohne Mühe mit. Ein guter deutſcher Aufſatz will ihm nicht gelingen, obgleich manche regelmäßig eine Zwei, zuweilen eine Eins unter ihrer Arbeit haben, und das ärgert ihn. Da iſt etwa dieſer Bejach . . . die Wahrheit zu ſagen: der iſt der beſte, er läßt uns alle weit unter ſich; und wie ſieht er aus? Ein ganz kleiner blaſſer Junge iſt er, ſchmal und mager: und auf dem winzigen Körper trägt er einen Kopf mit übermäßig gewölbtem Hinterſchädel und einem Geſichtchen, in dem

die Augen beinahe das größte ſind, kindlich offene, graue Augen ... trotz hellbrauner Haare und kleiner Naſe unverkennbar ein Jude; und ärmlich gekleidet, denn es gab wenig Geld bei dem Trödler Bejach, und er hatte Freiſchule. Grabert liebte ihn nicht, niemanden wird das wundern, und wenn er ihm eine nette kleine Geſchichte erzählt, ſo beweiſen die lachenden Kameraden, daß ſie wiſſen, warum. Der Große hänſelt den Kleinen; es iſt die Geſchichte eines ſchwarzen Pudels, den ſie zu Hauſe auf dem Gute haben, eines klugen Tieres ohne Zweifel: du kannſt ihm die ſchönſten Wurſtſcheiben hinhalten und ſagen „nimm, 's kommt vom Juden," er frißt ſie nicht, ſieht ſie nicht einmal an; erſt wenn man ihm verſichert, daß ſie von Chriſten kämen, läßt er ſie ſich ſchmecken; ſo iſt er erzogen. Die Kameraden lachen, der Kleine mit, und dann fragt er harmlos, ob die Erzieher des Hundes, er, Grabert, inbegriffen, dieſelbe Standhaftigkeit dem Gelde gegenüber zeigen, das vom Juden kommt ... und wieder lachen die Kameraden, denn Wilhelm Grabert gewinnt ſehr gerne Geld im Kartenſpiel, gleichviel von wem ... Er errötet — ſein milchiges Geſicht wird raſch rot — und betet ein Gebet her, das ihm ſeine älteren Brüder einſt beibrachten, und worin Gott dringend erſucht wird, den Moſes wieder auf die Erde zu ſenden, damit er die Juden aller Länder verſammle und wieder ins Gelobte Land führe; wenn ſie aber durchs Rote Meer zögen, dann ſolle doch Gott eilig das Waſſer über ſie fallen laſſen, daß ſie alle erſöffen und wir von ihnen befreit ſeien. „Dann ſterben wir wenigſtens nicht in ſchlechter Geſellſchaft," meint der Kleine, aber er hat ſich vorher die Unterlippe

zerbiſſen. Der Große fragt gereizt, was das heißen ſolle, der Kleine ſtellt ihm die Auslegung frei, da miſcht ſich Siegmund Beuthner ein, Schlächter Beuthners Sohn, gutmütig und ſehr kräftig, und meint: „Proſt Grabert, laß den Kleinen in Ruhe.“ Grabert trinkt ihm zu. Er ſchweigt, er notiert das ſpöttiſche Lächeln des Kleinen; dann ſchweifen ſeine Augen blau und träumeriſch umher, gewahren in einer Ecke den mächtigen Schrank, in dem der Wirt Gott weiß was aufbewahrt, ſchätzen mit plötzlichem Blitzen ſeine Höhe, faſſen gleichſam jauchzend den Kleinen an ... und er ſchlägt mit beiden Händen flach klatſchend auf den Tiſch: „Kinder,“ ruft er, „Kinder, ich weiß einen famoſen Fuchſenulk! Ich ſetze den Kleinen auf den Schrank dort, dann ſag ich ihm mein hübſches Gebet vor, und wenn er's nachgebetet hat, darf er herunterſpringen. Na, was ſagt Ihr?“ — Ja, was ſagen ſie? Es entſteht eine Stille, in der man die abſeitigen Reden der Primaner hört, die über die heutige Arbeit ſprechen — und dann: allgemeine Freude, beredtes Bravo, heitere Aufregung, niemand hat etwas dagegen ... und wer etwas dagegen hat, äußert ſich nicht ... warum?

Der Kleine erbleicht, klammert ſich mit beiden Händen an den Tiſch und ſagt mit heller angſtvoller Stimme: „Nein.“

Es ſitzen noch andere Juden unter den Sekundanern; Beuthner, Goldſtein, der dicke Nothmann — niemand hat etwas wider ſie. Und dennoch ... als Bejach, ganz weiß im Geſicht mit erweiterten Augen, ſich unter uns umſieht, gewahrt er lauter Feinde oder teilnahmloſe Neugierde. Ich tauſche mit meinem Freunde Levertin einen Blick,

und wir denken beide: das verſpricht Intereſſantes. Erſtens: ſetzen ſie ihn hinauf, ſo iſt er geſchändet. Sich zu wehren, iſt er zu ſchwach, herabzuſpringen zu feige. Aber zweitens: er wird ſich innerlich furchtbar ſträuben, die demütigenden Verſe herzubeten. Und drittens: er muß hinterdrein bitten, daß man ihn herabnehme. Was wird er tun? vermutlich weinen, ſchreien, um ſich ſchlagen? Wie geſagt, das Ganze iſt ſehr gemein und ſehr intereſſant . . . wir ſind Pſychologen und keine Moraliſten . . .

Dem Kleinen ſteht der Schweiß auf der Stirn, er windet ſeine dünnen Beine um das Holz der Stuhlfüße und ſagt zitternd: „Das dürfen Sie nicht. Das dürft Ihr nicht." Er weiß dumpf, daß er damit aufhört eine Perſon zu ſein, daß er ein Spielzeug, ein auf lange hin der ganzen Schule lächerliches und verächtliches Ding wird, . . . auch den Quartanern, denen er Nachhilfe gibt, auch den Lehrern, ſo etwas redet ſich herum — und er wiederholt, ſo zuverſichtlich er ſprechen kann (ſeine Stimme klebt im Halſe, denn er iſt der ſchwächſte, und ganz allein) „das werdet Ihr nicht." „Das werden wir aber ſehr!" jauchzt Grabert, andere nicken, man lacht, unterhält ſich mit Vorfreude, und Grabert wendet ſich an den Fuchsmajor, den Spaß vorzubereiten. Der hat Bedenken, aber ſie klingen nicht ſehr feſt. „Was gibt es da unten?" fragt Allah ſeine Nachbarn, Primaner. Die horchen herum und teilen ihm gleichgültig mit, was vorgeht. Die Füchſe beluſtigen ſich, ſie ſind übermütig.

Woher die Vereinzelung dieſes Schülers? Er war ſelbſt daran ſchuld. Man hatte heute deutſchen Aufſatz geſchrieben, fünf Stunden hindurch. Wenn da der Lehrer

das Thema gegeben hat, verſinkt die ganze Klaſſe in qualvolles Nachdenken, Stoff zu erraffen, zu ordnen, irgend eine Gliederung ausfindig zu machen; dann verfaßt man ein Konzept, und hernach ſchreibt man's glücklich ins Reine. Bejach aber benahm ſich aufreizend, heute wie ſtets. Der ſchwarzbärtige Lehrer äußert dieſe Aufgabe: Braucht Deutſchland Kolonien? oder etwa: Steter Tropfen höhlt den Stein ... darauf holt Bejach ſein Frühſtück herauf, das in eine Zeitung gewickelt iſt, und verzehrt es, indem er ſich der Lektüre des bedruckten Papiers hingibt ... Von Zeit zu Zeit blickt er fremdartig vor ſich hin, dann lieſt er weiter, bis alles verzehrt iſt und er ſich die Hände abwaſchen darf. Darauf öffnet er ſein Heft, entwirft innerhalb fünf Minuten eine Gliederung — geſetzt, man hat ihn vorher darum gebeten, fertigt er für einen Minderbegabten eine weitere an und ſchickt ſie ihm unter der Bank — und dann beginnt er unter einem inneren Diktat zu ſchreiben, gleich ins Reine, vertieft, ganz abweſend, ohne nennenswerte Pauſen ... So etwas reizt, ja es empört, wenn man ſelber mühevoll vorwärtskommt, obwohl er jederzeit dem Nachbar Einblick in ſeine Arbeiten geſtattete, wenn der Lehrer nicht hinſah — denn was er ſchrieb, war für einen anderen nicht zu brauchen. Er tat das alles nicht in böſer Abſicht, er wußte nichts von den Gefühlen, die er hervorrief, von dem Haß der Maſſe gegen den Geiſt, der da entſtand — er begriff niemals, warum er keine Freunde fand — er war ein Junge ohne pſychologiſche Fähigkeit, der daheim über den Folianten der Gemara ſaß, über Hebbels Tagebüchern oder dem Reclamdruck des Satzes vom Grunde ... Heute kneipte er hier

mit den andern, und nun ſollte er dafür auf den Schrank.

Der Fuchsmajor, der alte Sekundaner Eichhorn, ſchlägt mit dem Fechtſäbel auf den Tiſch und meldet dem hohen Präſidium einen Fuchſenulk: der Fuchs Bejach werde vom Schrank herab ein Gedicht aufſagen, das der Fuchs Grabert vorſprechen werde. Das Präſidium ſolle genehmigen. Alles ſchweigt, die Gasflammen brodeln hörbar — ſo ſtumm wird es, ſonderbarerweiſe. Allah hat durch gründliche Fragen den genauen Sachverhalt erfahren, der ſich dort unten gebildet hat; nun ſoll er ſich dazu ſtellen. Er kann ſeine Genehmigung verſagen, aber das gibt Streit, verletzt den Fuchsmajor, ſtört die Stimmung des Abends und nutzt wenig . . . denn wenn er nachher in der Fidelität, wie das üblich iſt, den Vorſitz an jemand andern abgibt, kann die Schweinerei noch immer paſſieren. Für ihn iſt's eine Schweinerei, und es muß etwas geſchehen, das ſo etwas ein für allemal begräbt, für heut und ſpäter. In ſeiner Gegenwart *darf* ſolche Niedertracht nicht vorkommen. Er hat ein körperliches Gefühl von Angerührtſein dabei, er weiß nicht, was in ihm das Ganze als unerträglich empfindet, aber unerträglich iſt es. Es handelt ſich gar nicht mehr um dieſen Bejach, es handelt ſich um ihn ſelbſt, um Allah, dem man hier zu nahe tritt. Man muß einen Weg finden, die Sache abzuwenden, ohne mit Grabert oder anderen feind zu werden — das lohnt es nicht — denn er kann den Langen leiden, er duzt ſich mit ihm, und tut's doch nicht mit jedem . . . Da ſteht er nun, groß und braun, die Hand an der Waffe, ſieht die neugierigen Geſichter,

ſieht den ſchmunzelnden Fuchsmajor, ſieht, wie Levertin den Rauch der Zigarette von ſich bläſt und unbeteiligt dreinſchaut, ſieht die lachenden Füchſe, Graberts Triumphmiene und das kalkweiße Geſicht Bejachs mit dem zuckenden Munde und den großen Augen voller Angſt und verzweifelter Ohnmacht, ſieht das alles in einem Blick — dann beugt er ſich zu ſeinem Nachbar: „Übernimm einen Augenblick," ſchiebt ihm den Säbel hin, ergreift ſein Glas — will er ſich entziehen? — und ſteht nach wenigen großen Schritten unten bei den Füchſen, neben Bejach. Und während ihn alle noch erſtaunt anſehen, ſagt er laut:

„Stehen Sie auf, Bejach, wir könnten eigentlich Brüderſchaft trinken." Eichhorn erſtarrt mit offenem Munde, Grabert erblaßt, und ſetzt das Glas hart auf die Tafel.

Allah hilft dem Kleinen, der nichts begreift, auf den Stuhl, gibt ihm das Glas in die zitternde Hand, ſie verſchränken die Arme und trinken.

Es iſt ſo ſtill, daß man ſie ſchlucken hört.

„Schmollis, Bejach," ſagt er abſetzend, „laß es dir bekommen," und ſie ſchütteln ſich die Hände, nebeneinanderſtehend, der Kleine auf dem Stuhl, und Allah. Jetzt ſieht er langſam umher, und ſein Blick bleibt auf Grabert haften, lange. Der errötet tief.

Was noch? Daß wir ihn umringten und ihm jubelnd zutranken, Levertin und ich als die erſten aufſpringend? Daß die meiſten zwar nicht genau begriffen, was da vorgegangen war, daß ſie aber wenigſtens ahnten, wie ſich hier einer von ihnen erwieſen hatte? Proſt Allah!

riefen ſie und feierten ihn; von dem Ulk war nicht mehr die Rede. Zündet die Lampe an, und das fröhliche Bildchen fliegt davon; aber die Erinnerung daran wollen wir mit in die Arbeit hinübernehmen, damit ſie zwiſchen den Gedanken und Seiten des Buches aufleuchte wie das ferne Blitzen eines ſteil aufwärts gereckten Säbels.

Tangente

ihn plötzlich ausfüllte, wie Tinte eine Flasche füllt, und die so schwer wog, daß er sein Herz träge und dumpf in sich liegen fühlte, während er eine schiefe und schmale Steintreppe erstieg, die sich angestrengt und lückig, ermüdet vom Dienste vieler Generationen und abgewetzt von ihren Sohlen, am Ende der Straße aufwärts tastete. Vor ihm — so etwa sah er gegenwärtig die Welt — am westlichen Himmel, über einem Horizont rot und langhin geschlitzt wie eine Wunde, hockte eine riesengroße Gewitterwolke auf der Erde, weichgrau, ein schläfriges Untier mit gequollenen Formen, das von dem Blute des Abends troff; und daß es hockte, schien ihm trefflich gesehen; aber da sein Zustand, erstarrt und dürr, wirklich den ganzen Menschen ergriffen hatte, versäumte es der junge Mann, stehen zu bleiben und diese Erscheinung in ihrer symbolischen Wichtigkeit wahrzunehmen; und anstatt, wie er sonst wohl nicht unterlassen hätte, in ihr ein kolossalisches Abbild der täglich-menschlichen Gemeinheit zu sehen, die auf etwas in Größe Untergegangenem quallig brütet und sich davon nährt, indem sie es besudelt, ja ohne aus diesem Anblick den Mut zu einem Aphorisma oder auch einem — übrigens vielleicht vortrefflichen — Sonett im Stile Baudelaires zu heben, beachtete er den Vorgang nur empfindungslos und als Gegenstand, der eben da war wie die Stufe, auf die er trat. Er bestand augenblicklich nur aus einem aufwärts Steigenden, der kleinen Kirche zu, die mit kantig dünnem Turm grell vor der Wolke trotzte, oder vielmehr auf das alte Wirtshaus los, das sich neben ihr zu Boden duckte; dort wollte er Wein trinken, sich möglicherweise berauschen, schlafen und in der

nächſten Frühe dieſe vermaledeite Stadt verlaſſen, die eine ſelbſtgenügſame und beglückende Fröhlichkeit ausgelöſcht hatte, wofür er ſie dauernd in einem haßvollen Gedenken bewahren wollte. Er ſtieg und ging.

Drei Mädchen kamen ihm entgegen, Gebetbuch und Roſenkranz in den roten Arbeitshänden, mit vollkommen leeren und müden Geſichtern, ſahen mit ſchwerfälliger Neugier auf ſeine beſtaubten Füße, ſtießen ſich an und lachten aus irgendeinem unmöglichen Grunde. Dann ging plötzlich ein Menſch vor ihm her, der aus einem Hauſe getreten ſein mußte, ebenſo krumm und abſcheulich alternd wie die anderen. Eine alte Frau, eine alte Dame; ein ſchwerer Knoten weißen Haares lag auf dem Nacken, der aus dunklen Stoffen rein emporſtieg; das Kleid floß einfach und ohne Falten herab. Er vermerkte das alles mit Gleichgültigkeit, ohne ihm Eintritt und Verarbeitung zu gönnen; ſeine ſonſt recht wache Seele wußte nichts von dieſen Beobachtungen ſeiner Sinne, welche er früher dafür abgerichtet hatte, Dinge dieſer Art zu greifen und zu melden, damit ſie auf Wert und poetiſche Brauchbarkeit ihn gemuſtert werden ſollten; und ohne Erſtaunen ſah er dem freien Gang dieſer Frau zu, die wie eine Junge daherſchritt, leichtgebeugten Hauptes, ohne Hut, weißhaarig ſchlank, mit knapper Bewegung und ohne Eile. Das waren Beſtandteile — aber es gab kein Bild daraus, keine Reſonanz, nichts Geformtes, nichts Bedachtes. Und ſicherlich zweifelt nun niemand mehr an der Echtheit dieſer abſeitigen Starre; denn wenn ein zeitgenöſſiſcher Jüngling und Verfaſſer, der ja nur Liebesfälle und Frauenſachen zu dichten hat, mangels anderer treibender Erregungen,

die einſt etwa Talente beſchwingten, eine Frau ungeſehen in ſeine Aura treten läßt, eine nicht nur hier ungewöhnliche Erſcheinung: ſo muß, was auch immer, jedenfalls Beherrſchendes in ihm walten — zumal, falls er eine Wanderung unternommen haben ſollte, eigens um ſeine Seele vor neuen und erfriſchenden Hintergründen zu arrangieren, auszubreiten, zu lüften und zu ſonnen, ſoll ſagen, ſie durch Erlebniſſe wohltuender Art von alten und bedrückenden zu reinigen, die am Selbſtbewußtſein empfindlich zehren. Er ging aber in der Tat wie ein Mönch an ihr vorüber, ohne den Kopf zu wenden, ohne ihr Geſicht auch nur mit einem Blicke zu betrachten, er lief achtlos an der Kirche vorbei, ſah nicht zum zweiten Male nach alten Grabtafeln, die dunkelten und verfielen, und atmete auf, als er vor ſeinem grämlichen Wirtshauſe ſtand. Er hatte es eilig, ſeine Melancholie zu erſäufen.

Die Gaſtſtube, nicht geeignet zu erheitern, umſchachtelte den Eintretenden finſter, mit dunklem Holze getäfelt, und die Decke drückte tief. Über einem von der Dämmerung verhüllten Männerbild, dem Eingang gegenüber, trug ein weißlicher Tierſchädel, länglich, mit leeren Augenknochen, ein breites Geweih, veräſtelt, einen Wipfel. In Stunden dieſer Art werden Möbel ſo empfindſamen Seelen wie der ſeinen zu ſeeliſchen Inhalten: ein Hirſchgeweih verwandelt ſich in unlösbare Gequältheit, ein umfänglicher Eichenſtuhl, der eine Fenſterecke erfüllt und in dem man ſich verſteckt wie ein Kind in einer Kiſte, wird Tröſtung, Hafen und Sicherheit ſelbſt vor dem Tod; und man ſieht geborgener nach Weſten aus, wo die gebirgige Wolke noch droht: es beginnt in ihr zu zucken, undeutlich huſchen

Lichter zu Wolken, die man nicht ſieht, wie Boten einer Verſchwörung in einem romantiſchen Drama. Wie ſüß und wunderlich iſt's da, eben von irgend etwas an ſeine Mutter erinnert zu werden, und ſchließlich zu entdecken, der Rufer des Gedenkens ſei der Geruch der Tiſchdecke: dieſe Leinwand, handgewebt und edel, duftet zart und köſtlich nach Gewaſchenheit und Raſenbleiche und der Friſche eines neubezogenen Bettes. Und er beſchloß, der guten alten Frau dies kleine zarte Ereignis auf einer Anſichtskarte mitzuteilen, vielleicht in poetiſcher Form, wobei er flüchtig an Salböl dachte und einen Reim „Pfau" ſtirnrunzelnd verwarf, denn er gehörte nicht ihm, ſondern dem angebeteten Dichter Loris. Immerhin fand er unterdes aus einer kurzen Weinliſte einen Moſel heraus, der ihm für den Anfang prickelnd und dienlich ſchien; auch nach dem Eſſen tat er ſich um, denn auch der Traurige hat Sinn für Speiſen. Der bejahrte Wirt, rotgeſichtig und im engen Raume allzu groß, kam herein, ſich zu verneigen; er hängte den Rucksack des Gaſtes an einen Haken und fragte ohne Eile nach ſeinen Wünſchen.

Er gab ſie an, er wartete dem Wein entgegen, dem Flügelgott, dem Befreier. Er fühlte ſich ganz ungetröſtet, er empfand aus Gram eine preſſende Angſt und ſein Gedenken wich nicht mehr von der Quelle dieſer Lebenslähmung: ach Gott, ach Gott, ach Gott ſeufzte ſein Herz im Takt des Blutes. Sicherlich peinigte ihn die Form, n der es ſich hiermit äußerte, er hätte lieber etwas frappanter geſeufzt als dieſe eintönige und alberne Wiederholung zweier ſinnloſer Silben; aber ſie lag unvertreiblich vor. Ja, geſtehe, es iſt noch immer, immer noch das

Mißgeſchick bei jener ſchönen Schwarzhaarigen, die ihn, ihn einfach nicht gemocht hatte: „Ich mag Sie ganz einfach nicht" — und dabei konnte ſie lachen! ihn, den Pſychologen, den Errater der Frau, ihn, die Syntheſe von blondem Skiläufer und Stendhal: er begriff nicht. Sie, die er dort hinten gelaſſen hatte, vor der er, was man auch ſagen mochte, die Flucht ergriff! Er vermochte nicht bei dieſer beſchämenden Tatſache zu verweilen, ohne zu erkranken, und als der Wirt den Wein brachte, der zart betaut aus ſeiner Eislandſchaft herausſchaute, ſchenkte er eilig ein, mit geübter Behendigkeit, er hörte faſt glücklich das ſtille Glucken, wie der Trank in das Glas fiel, er koſtete, nickte Beifall und trank wieder.

Die Tür ging, er meinte, die Magd werde nun ſein Eſſen bringen, aber die mußte durch eine andere Tür kommen, und er wandte ſich wieder ab. Es war jene weißhaarige Matrone, an der er vorübergegangen war, vorhin, auf der Gaſſe. Was wollte ſie wohl? Aber ſie ging ihn nichts an. Der Wirt fragte, indem er ſich verbeugte: „Wie gewöhnlich, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, Herr Oberreitner, wie immer, nicht?"

Der Kopf des Gaſtes drehte ſich wie von einem Hebel geriſſen, ſein Geſicht, großäugig, wandte ſich ihr plötzlich zu. Die Stimme, ihre Stimme wirkte ſo. Sie ſprach nur dieſe ſechs Worte, dann ließ ſie ſich in einen Seſſel nieder. Dieſe Stimme. Sie hatte mit einem Unterton dunkel und rein durch die Dämmerung des Stübchens geſungen. So ſprach niemand Altes, obgleich man nichts Jugendliches in ihr nennen konnte: eine tiefe Glocke aus Edelglas, deren Singen freudig erſchreckt . . . Er ſah hinüber, er zitterte,

und ſogleich ſchwand ſeine ganze Trägheit dahin: dieſe Dame war gar nicht alt.

. Sie war auch nicht jung, aber das weiße Haar log. Begierig und bis ins Innerſte aufgeregt betrachtete er ſie; ihr Geſicht, aus dem Halblicht herausgehoben, gewann eilig Form in ſeinem Bewußtſein, wie aus Waſſer tauchte es auf, wie aus klarem Waſſer hing ein Schleier darum, der vor Zudringlichkeit bewahrte. Er fand es ſchön, von einer bleichen Vollkommenheit, ſo fein, daß er ſonſt vielleicht daran vorübergegangen wäre in einer weniger wunden und zerriſſenen Stimmung ſeiner Seele. Das war keine von jenen Schönheiten, die aufreizen, alle Blicke wenden und die Verehrung und Begierde der Männer wecken; dieſen Mund, ſehr rot, hatte der Schmerz ſchmal gemacht, er mußte nicht lächeln können; die Naſenflügel zitterten, die Augen blickten licht, unmöglich mit Farbe zu benennen, die Stirn darüber bewegte ſich vor Empfindlichkeit und das Kinn in länglicher Feſtigkeit ſchloß alles aneinander. Das ganze Antlitz vibrierte vor Zartheit und hatte doch die feinlinige Beſtimmtheit edlen Marmors; dazu das Haar, erglimmend, dieſe volle Silberlaſt erlogenen Alters: ihm ſchien's, das Geſicht der neuen Schickſalsgöttin, deren Augen unergründlich ſind, ohne gewiſſe Farbe, ohne ſtändigen Sinn. Niemals glaubte der junge Herr mehr Geheimnis in einem Frauenantlitz gefunden zu haben. Wer war ſie, die ihn ſogleich einfing, die hierher gegangen kam gerade in dem Augenblick, wo ihn ein Zauber hilflos machte und ſeine Stimmung ihn jeder Macht preisgab? Welchem entſetzlichen Erlebnis hatte ſie dies Haar zu danken, und wie hieß das Geheimnis, das

ſie an dieſen namenloſen Ort getragen hatte, in dieſe Luft von Dumpfheit, Kleinlichkeit und übelwollender Neugier aller kleinen Städte, ſie, die ein alterndes Bergſchloß bewohnen ſollte? Er fühlte ſich gefangen, er erregte ſich an dieſen Fragen, etwas hing davon ab, das in ihm mit ſeinem Blute lief. Endlich kam er darauf, zu fürchten, ſeine Blicke könnten ſie kränken, und er hörte mühſam auf, hinüberzuſehen; aber ſeine Gedanken ſprühten wie ein leiſer Funkenſtrom ohne Störung zu ihr hin.

Sie bewegte langſam die Hand mit dem Glaſe goldroten Weines, den ihr der Wirt hingeſtellt hatte, Muskateller wohl, in einer ſchlanken Karaffe aus geſchliffenem Glas; ſie hob und ſenkte ſie wunderbar, voll Müdigkeit, formulierte er, und erleſener Grazie. Manchmal wandte ſie die bleichen Augen nach ihm hin, ohne Eile zu dem Rucksack an der Wand und wieder zu ihm, welcher ſaß und trank, behindert von dieſer ruhigen Prüfung, mit geſenkten Lidern und einer ſchlecht gemachten Sorgloſigkeit; dann legte ſie das Geſicht in die Hand und fuhr fort, aus ihrem Fenſter hinauszuſehen. Es blitzte ſtark und fortwährend, die lautloſen Lichter warfen ſich grell in das Zimmer und ſtarben ſogleich; ſie holten ihr Geſicht aus dem Dunkel hervor, einen Augenblick blinkte es dann, ſteinblaß, und entglitt in völlige Schwärze; aber neue erſtanden, und ſtets fand es ſich, daß die beiden Menſchen einander anblickten. Es ſchien ihm ein fatales Spiel, ein Zwang, den niemand verantworten mußte und der ſtarke Beziehungen von einem zum anderen ſpann; zu alledem war es ſchrecklich ſtill, und der Augenblick mußte herankommen, in dem auf

beiden Seiten das ſich ſammelnde Schweigen zu ſtark wurde und ſich entlud.

In der Küche klirrte es einmal laut von Tellern, ein Schreck zuckte durch den Raum, und ſie hörten die tiefe Stimme des Wirtes voll Ärger mahnen; dann ſaßen die beiden Menſchen wieder in der Lautloſigkeit, jeder allein und doch mit dem anderen geheim verknüpft. Den Wanderer peinigte heftig die Sucht, von dieſer Frau etwas zu wiſſen, alles zu wiſſen, ihr Weſen, Leben, Leid; auch hätte er ihr gern etwas Wertvolles geſagt, wäre ihr gern als ein Helfer und Bote aus der Weite erſchienen, dem ſie Dank, Sehnſucht und freundliches Gedenken nachſenden ſollte. Haſtig und erfolglos baute er Möglichkeiten auf und vertilgte ſie. Man hätte ſie einfach anreden ſollen, aber er brachte nicht genug Frechheit dazu auf. Wie alt war ſie? Wie konnte ſie heißen? Er ſeufzte vor Vergeblichkeit, jeder blieb allein in der huſchenden und angſtvoll ſtummen Jagd der Lichter und Dunkelheiten, der Meinung und unwiſſenden Ratens. Plötzlich war mit tollem Rauſchen der Wind da, er rüttelte begeiſtert an den offenen Scheiben, eine Staubfahne fuhr flatternd am Fenſter vorbei, und der Donner begann mit tückiſchem Knurren und böſem Gebrumm. Die Kirchuhr gab zwei Schläge von ſich, und wieder war alles ſtill. Da ſagte der Wanderer laut in das Zimmer hinein: „Man iſt nicht gerade fröhlich hier.“

Er erſchrak hinterdrein vor ſeiner Kühnheit und eigenen ſchallenden Stimme. Alle gewohnte Sicherheit hatte ihn verlaſſen. Er pflegte ſonſt nicht an ſich zu zweifeln, noch irgend Nachdenken und Kritik an ſeine Taten zu wenden,

ſondern handelte reſolut und bekannte ſich ohne Zögern dazu; diesmal jedoch kam er ſich höchſt ungeſchickt, albern und überflüſſig vor und wartete angſtvoll auf das, was ſie ſagen würde, indem er ſelbſt wünſchte, nichts geredet zu haben ... Daher atmete er freudig auf, als ſie das Geſpräch annahm mit einer Stimme, in der offen Überdruß und Ekel ſeufzte: „Ach nein ... im Gegenteil.“ Nach einer Pauſe ſagte er ermutigt: „Sie ertragen das ſchon lange, gnädiges Fräulein?“ — „Einigermaßen, ja,“ lautete die Antwort. „Schon viele Jahre? Wieviele denn?“ erkundigte er ſich ſchnell. Aber ablehnend entgegnete ſie: „Eine gute Weile ſchon,“ und fuhr ſich mit der blaſſen Hand über Stirn und Schläfen. Ihre Stimme entzückte ihn von neuem bis ins tiefſte Herz, ſelig wie von Lippen angerührt; aber er überhörte nicht, daß ihre letzten Worte ihm etwas verſchloſſen, und obwohl er nicht der Mann allzu zarter Rückſichten war, gab er ſich für den Augenblick zufrieden. Der Wirt trat ein, gefolgt von der Magd. Er trug in jeder Hand einen ſchlicht geformten Zinnleuchter, gut zu dem Leinen des Tiſches ſtimmend: Wachskerzen brannten darin. Die Magd reichte Teller für Teller und der Alte breitete umſtändlich das Mahl vor ihm hin, das lecker ausſah und lockte, nickte mit dem ſchweren Kopf, wünſchte: „Geſegne es Gott, mein Herr,“ und ging. Der Gaſt erhob ſich halb aus ſeinem Stuhle — wie ſchön war ſie jetzt, wie wunderſchön! — und fragte, von den großen blaſſen Augen ſogleich verwirrt, zu ſeiner Nachbarin hinüber: „Geſtatten Sie . . darf ich Ihnen meinen Namen ...?“ Doch ſie bewegte leicht verneinend das Haupt: „Nein, nicht, bitte. Wenn Sie gegeſſen haben,

dürfen Sie ſich dafür an meinen Tiſch ſetzen. Dann wollen wir plaudern.“ Das war ohne Zweifel eine neue Ablehnung, aber er kam nicht dazu, ſich zu ärgern, denn dabei lächelte ſie, und dieſes leiſe Lächeln war ſo überraſchend und unglaublich in ihrem ſchmerzlichen Geſicht, erleuchtete und erwärmte es ſo ſehr, daß es ihm wie eine neue Freundlichkeit naheging. So verneigte er ſich zuſtimmend: „Ich danke Ihnen,“ und machte ſich an ſeine Mahlzeit. Ohne es zu wiſſen, beeilte er ſich, ſie zu beenden, während er es ſonſt liebte, den Genuß ſo guter Gerichte gebührend zu verlängern; auch ſprach weder er noch ſie ein Wort, ſolange er aß, und um ihn nicht zu ſtören oder auch aus Neigung wandte ſie ſich zum Fenſter und ſah mit weiten Augen in die Schwärze, aus der die Blitze donnernd hervorbrachen, nachdenkend, wie vor einem Entſchluß. Da färbte ſich die Straße ſchwarz, klatſchend ſprang der Regen auf das Fenſterbrett und in die Stube, unvermittelt mit Überſchwemmung drohend, und zog einen ſchrägen Wald ſilbriger Schnüre vor den Fenſtern hin. Sie atmete auf, ihr Geſicht nahm in heftigem Zuſammenziehen einen ſtarken Ausdruck von Bejahung an; der Entſchluß war da, und im Bedürfnis einer Bewegung ging ſie, die Scheiben herumzulegen; er, der ſie halb unwillentlich immerzu beobachtete, ſprang eilig hinzu, half ihr dabei und verlängerte durch ſein Ungeſchick dieſen einfachen Vorgang um ein bedeutendes. Sie lächelte ihr überraſchendes Lächeln und er errötete; einmal berührte er ihre Hand und fühlte im Schreck und Glück die Haut kühl und fein. Dann ſtanden ſie nebeneinander am Fenſter und ſchauten dem ſpringenden Regen und den jagenden

Blitzen zu, die in erregender Pracht kamen und das Zimmer für Augenblicke blendend erhellten, so daß ihnen die Vorstellung kam, es müsse das Geweih an der Wand ungesehen hinter ihnen in den Raum hineinstoßen, eine unheimliche Drohung, von der sie beide nichts ahnten; aber das dauerte nur einen Augenblick, und dann leuchteten wieder die ruhigen Kerzen. Der Donner hörte nicht auf zu toben, in dumpf einherrollender Tiefe oder in knatternden Schlägen, die Furcht erzeugten, der Regenwald rauschte und der Wind warf sich wütend und stöhnend gegen die Ecken des Hauses und bedrohte die klirrenden Scheiben. Wir sehen beide, dachte er, die tolle Kraft und Herrlichkeit, in unseren Augen spiegeln sich gemeinsam die Blitze — und er spannte mit stummem Jauchzen alle Muskeln seines Leibes, gierig, an der Wonne dieses betäubenden Kampfes teil zu haben; er fühlte, wie die zähen Strähnen und Bänder unter der braunen Haut spielten, alle Müdigkeit, alle Trauer, alles Erinnern und Ahnen entfernte sich, vergessen, und jetzt schien ihm auch der Umgang mit dieser Frau einfach, selbstverständlich, ohne Fährlichkeiten. „Wie herrlich das ist!" rief er und blickte sie fröhlich an. Sie neigte, ohne die Augen zu wenden, ein wenig das Haupt. Darauf schwiegen sie eine ganze Weile. Indessen räumte die junge Magd sein Eßgerät hinweg. Er kehrte sich wieder dem Zimmer zu. „Unser Wein wird warm," sagte er. Sie bewegte sich nicht. Ziemlich ratlos erinnerte er sie: „Wir wollten uns doch jetzt zueinander setzen." — „Ja." Sie seufzte ein wenig. Noch stand sie, die Stirn an die Scheiben geneigt, regungslos; dann schüttelte sie leicht den Kopf und den silbernen Haarknoten und kam

entſchloſſen vom Fenſter fort. „An meinen Tiſch, bitte; ich ſitze da jeden Abend, alſo . . .“ Sie ſetzte ſich und beobachtete ihn aufmerkſam, während er ungeſäumt und ohne Mühe den ſchweren Eiskübel herüberbrachte und das Glas, endlich auch den breiten Stuhl. Er ließ ſich nieder und fragte beinahe zaghaft: „Darf ich rauchen?“ Es lag nämlich eben wieder ſo, daß das Unbekannte in ihr, das Rätſelhafte und Vornehme ſeinen friſchen Mut erledigt hatte; er hatte für ſeine gewöhnlichſten Handlungen das gute Gewiſſen verloren. Aber ſie geſtattete es lächelnd und verbat ſich nur die Pfeife. „Pfui, wer wird jetzt Pfeife rauchen beim Wein!“ rief er ſtürmiſch, als hätte er weder Tabak noch die kurze Engliſche in der Taſche; „eine Zigarre . . .“ „Oder eine Zigarette,“ und ſie holte aus einem Täſchchen ein ſchwarzes Etui, entnahm ihm mit ſpitzen Fingern die dünne Papyros, und dann ſtiegen die beiden Rauchfäden bläulich in die Höhe, verbreiteten ſich und verfloſſen. „Wir wollen einen Pakt ſchließen,“ ſagte ſie, indem ſie den Rauch von ſich fortblies und mit geſenkten Lidern darauf ſah. „Sie bleiben wohl nur dieſe Nacht hier?“ — „Allerdings, leider,“ beeilte er ſich zu verſichern. „Nun gut. Wenn wir alſo heute abend beieinander bleiben wollen . . .“ „Ich werde ſehr froh darüber ſein.“ — „Dann habe ich eine Bitte, die Sie mir nicht abweiſen werden: Sie verſprechen mir, mein Inkognito zu achten, nicht wahr, mein Herr?“ Er war einigermaßen verblüfft: „Ich ſoll alſo nicht einmal Ihren Namen wiſſen?“ — „Wozu denn? Namen beengen die Phantaſie. Weder meinen Namen ſollen Sie wiſſen, noch irgend etwas mich betreffend; Sie ſollen nicht einmal

daran denken und vor allem keine Nachforſchungen anſtellen. Zu viel das? Einverſtanden?" — „Aber gnädiges Fräulein . . ." „Fällt es Ihnen ſo ſchwer, das Herkömmliche zu verlaſſen?" — „O nein, durchaus nicht, aber . . . es iſt doch ziemlich . . . es wäre doch netter . . ." Ihre Augen blickten ſpöttiſch darein, die Flügel ihrer Naſe zitterten: „Dann," und ſie machte Anſtalten, aufzuſtehen, „kann ich leider nicht hierbleiben." Erſchrocken ſtreckte er den Arm haſtig über den Tiſch: „Um Gottes willen, bleiben Sie! Ich willige in alles!" — „Nun alſo; aber auch einhalten! Es hätte mir leid getan," lächelte ſie und machte es ſich wieder bequem. „Übrigens," und er machte einen letzten Verſuch, „wie ſoll ich Sie dann anreden?" Sie hob die Achſeln. „Irgendwie. Ich bin die fremde Frau und Sie ſind der Herr Wanderer. Genügt das nicht?" — „Es genügt ſchon; aber genug iſt nicht genug." Sie lachte ihn ſtill aus: „Und nun erzählen Sie mir etwas von Ihrer Wanderung."

Er erzählte; ſprach augenblicks los, und zwar nicht als Literat. Die Erregung, das Glück holte aus ihm den Harmloſen heraus, den Jungen, der er im Grunde war; es vernichtete mit dem Unglück auch den, der es getragen hatte, und ſchuf ihn neu, ſtellte ihn urſprünglich her. „Mein Gott — wandern! Das iſt das Allerſchönſte. Aber das verſtehen Sie nicht, als Dame. Man geht, geht geradeaus und iſt von niemandem abhängig, lebt wie man will, bleibt wo man will und pfeift auf Schaffner, Billetts und den geſamten Staat. Man taucht in Barbarei ein, und das iſt eben das Glück. Außerdem — was man alles erlebt und ſieht . . ." Er ſprach mit friſchen,

banalen, unbedenklich zupackenden Worten von den Hügeln, die grün in der Sonne leuchteten, und von den blendend weißen Straßen, in deren Staub ſogar es angenehm zu treten war und der manchmal ganz wie Schokolade roch, von den lebhaften Pappeln an den Rändern und den großen ernſten oder freundlichen Seen, an denen man vorüberſchlenderte, niemals, ohne in ihnen zu ſchwimmen. Er ſprach vom Schwimmen; wie zum Jubeln kraftvoll es ſei, ſich dem Waſſer vertrauend hinzugeben und einen Weg zu ſchaffen, der hinter einem wieder verſchwand, ſo daß es kein Zurück gab, ſondern nur ein ununterbrochenes Vorwärts; er ſprach von den Dörfern, durch die er bei Nacht gegangen, hallenden Schrittes im Mondſchein, und von nächtlichen Begegnungen, die man lange vorher kommen hörte, bei denen ſich die Hand um den Griff des Stockes ſchloß, ſelbſt wenn man am Tage weder ängſtlich noch ſchwach war, bis der andere harmlos vorbeiging, vermutlich ebenſoſehr in Angſt geſetzt von der Unbekanntlichkeit, Unheimlichkeit und Einſamkeit der Nacht. Nachher lachte man über ſich, bis zum nächſten Male. Sie hörte ihm gierig zu, mit einem ſo ſehnſüchtig geſpannten Ausdruck, als lebe ſie von ſeinen Worten; ihre Lippen waren ein wenig geöffnet und ihre Stirn bewegt, ſich wie leidend. Manchesmal nickte ſie auch und ſtimmte ihm zu, in irgendeine Erinnerung verloren, die ſeine lebendigen Ausdrücke weckten. Wohin er denn ginge? „Zurück nach München.“ „Nach München!“ und leiſer noch einmal: „Nach München.“ Dann faßte ſie ſich und forderte ihn lebhafteren Tones auf: „Erzählen Sie von München, bitte, ja?“

Er begann von dieſer Stadt zu ſprechen, und es ward offenbar, daß er ſie liebte. Von ihrer Schönheit, von dem behäbigen und gründlichen Leben ihres Volkes, das vielleicht ein wenig langſamer war als der Norden, einfacher und nicht ſehr ziviliſiert, aber mit herzhafter Natur beſchenkt; von der Kunſt, die da alles durchdrang, keine ſehr tiefe vielleicht, nicht Deutſchlands größte zwar, aber doch öffentlich gehegte und lebende; von der Sinnlichkeit und Greifbarkeit ihres Daſeins, von den Frauen und vom Karneval, vom Karneval! Er ſprach vom Engliſchen Garten und den Rubensſälen der Pinakothek, die ſo ſehr zu München gehörten, vom träumenden Sommermittag in Nymphenburg und von leuchtenden Schleißheimer Herbſtabenden, von Marées, der gar nicht nach München gehöre — „zu ſtreng, wiſſen Sie, zu groß, zu dunkel" — und von der Stadtſeele, der Oper. So kamen ſie zu Allgemeinerem, zu Muſik — und nun wurde das Geſpräch erſt zum Zwiegeſpräch: ſie nahm jetzt ihren leidenſchaftlichen Teil daran, den Anteil einer feinen und verſchloſſenen Seele, die ſehr viel Kunſt erlebt hatte, die ihre Erlebniſſe in ſich hatte reifen laſſen und ſich nur ſchwer und ſcheu davon trennte, während ihm alles geläufig auszuſprechen ging. So erwähnte er eine Symphonie, in der für ihn die Befreiung der Geiſter Form geworden war und jauchzendes Entzücken — ſie ſagte ihm, es ſei wohl die fünfte: „Aber davon ſoll man eigentlich nicht reden." Ob ſie auch in gewiſſen Quartetten eine Muſik finde, die mit der Erde nicht mehr viel zu tun habe? „Ich kenne ſie," ſagte ſie leiſe, „ſie wird gefährlich, und man ſoll ſie nicht zu oft hören." Dagegen mache die

dritte eines anderen öſterreichiſchen Symphonikers, deſſen Namen er verſchwieg, ihn ſehr zum Leben tauglich: „Denken Sie, wie hübſch,“ fuhr er fort, „man ſagt, er habe ſeine letzte, ſeine unvollendete Neunte, dem ‚lieben Gott‘ gewidmet! Wahrſcheinlich iſt dieſe Widmung angenommen worden.“ „Spotten Sie nicht,“ erwiderte ſie freundlich, „Gott hat dieſe Widmung ſicherlich angenommen. Kennen Sie übrigens ſein Quintett? Vögel fliegen darin.“ Er erſtaunte darüber, daß wohl ihre Neigungen ſich glichen und ihre Erfahrungen einander entgegenkamen, jeder aber etwas anderes zu fühlen ſchien, und obwohl ſie einander errieten und aus Andeutungen ſich verſtanden, doch ſo große Unterſchiede ſahen, daß ſie ſie auszuſprechen verſuchten: „Lobe ich ein Werk,“ ſagte er, und ſah in ihren Augen ſeinen Blick, „ſo iſt es, weil es mir vollkommen ſcheint, und ich ſuche zu begreifen, wie und worin. Sie aber ſprechen nur von dem Eindruck, den es in Ihnen hinterlaſſen hat, will ſagen, Sie ſind ergriffen.“ „Ja, werden Sie denn ſo ſchnell mit dem Seeliſchen fertig?“ fragte ſie erſtaunt, „zur Technik komme ich ſehr langſam.“ Bedächtig trank er wieder einmal: „Sie ſind nicht täglich vor der Kunſt wie ich ... ſeltener jedenfalls.“ „Wie wollen Sie das wiſſen.“

Er gab ſich der Sicherheit und Seligkeit dieſes Geſpräches hin wie einem vertrauten Element. Da war kein Zwiſchenfall zu fürchten und kein Verlaſſenwerden; er begann mit Übermut zu ſpielen, er maskierte ſeine Gedanken, er verkehrte Anſchauungen in ihr Gegenteil, behauptete ernſthaft, begeiſtert zu lieben, was er verabſcheute — und ſie tat auch da mit, übertrumpfte ihn überall, beteuerte ſchelmiſch, einen großen Genuß an manchen Werken ver-

ächtlicher Schreiber zu finden, und verdammte die Memoiren des Casanova mit entschiedenen Ausdrücken. Wieder ernsthafter, aber nur oberhalb des süßen Lachens von eben, nannte sie irgendwie den Titel eines altmodischen und herrlichen Werkes: „Nachsommer . . .“ und ihre Worte überstürzten sich zum Preise dieses vergessenen Buches: ihn entzückte seine Kunst, sie ließ sich erheben von dem Adel seiner zart menschlichen Figuren. Und nun stieg das Zwiegespräch zur letzten Höhe: er sprach den Namen jenes tragischen Menschen aus, jenes lyrischen Philosophen, in einer von dessen Schriften er irgendwo und zuerst diesen Roman gerühmt fand: und jäh erhellt sahen sie — wie hätte es heute anders sein können — daß Nietzsches erlauchter Name als Horizont und Ziel den Dialog umgrenzte und schloß. Die erhabene Trunkenheit des Geistes befiel sie, der Rausch einer Einheit, in der sie ihre Wurzeln fanden: der Mann öffnete seine hingerissene Seele in begeisterter Vergötterung, und sie folgte behutsam, leicht verschlossen noch immer, aber überall hin; beiden erleuchtete die Erregung Wange und Auge: „Er hat mich erhalten, er mich erzogen. Er gab mir Rückgrat, als ich verzweifelte, er demütigte mich, als ich mich überhob, er lehrte mich Härte, als ich zu schwelgen drohte, und warf mich ins Leben, als ich nach Gift griff“ . . . rief er. Im schließlichen Abschwellen der Worte erklärten sie sich, wie zwei einander Umarmende sich endlich lösen: „Ich liebe ihn ganz und gar, weil ich ihn und seinen Zwang verstehe.“ „Ich nicht,“ sagte sie ruhig. „Ich verstehe ihn vielleicht auch — aber am Anfang ist er mir zu eisig und trostlos und am Ende zu heiß und heftig. Ich liebe seine Mitte,

ſeinen reifen, milden Mittag." „Ich glaube aber, man muß ihn bis ans Ende lieben, um ihn recht zu lieben." „Das leugne ich genug. Nebenbei ſcheint das Gewitter zu Ende." „Und wir haben es ganz vergeſſen!"

Das Wetter hatte ſeine Spannung wirklich ausgeglichen, ohne daß die Redenden es bemerkten, ſie fragten ſich vergeblich, ob es wohl noch ſehr gelärmt habe; ſo tief verſchloſſen und entrückt lag ihnen das Außen, während das Innen ſich enthüllte. Aber er geſtand ſich verſchämt und froh, daß die Begeiſterung nur zum Teil aus dem Miteinanderreden aufſtieg, und daß auch nicht nur der Wein ihn beglückte. Die ſchöne Frau, erfüllt von gelöſter Heiterkeit, ſprach mit den glänzenden Augen auf eine beſondere Weiſe zu ihm, die er nicht begriff und die ihn bis zum Jauchzen mit Luſt nährte; unendliche Liebkoſung rann ihm durch die nackte Bruſt, wenn ihre Blicke die ſeinen berührten, lange Wimpern. Der Wein ging zu Ende, die Flaſchen ſtanden leer. Er fühlte einen knabenhaften Mut — da ſprang aus einem unterdrückten Gelüſt ein Einfall, und ohne Beſinnung führte er ihn aus: er deutete plötzlich auf das Wachs der tief herabgebrannten Kerzen, die voll gelber Perlen und geknoteter Strähnen eines bizarren Goldſchmucks hingen, und legte, wie um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, raſch die andere Hand auf die ihre: „Sehen Sie doch!" Unerträgliche Seligkeit: ſie ließ ſie ruhig liegen, ertrug die feſte und warme Laſt: „Das gefällt mir von je, deshalb habe ich für mich dieſe Beleuchtung eingeführt. Ich liebe den Petroleumgeruch nicht." Da die Wolken den Himmel nicht mehr umlagerten, ſchimmerte er hell, und der Weſten bot ſich jetzt kriſtall-

klar und hellgrün bis in unendliche Ferne den Blicken dar, oben ſchon die Farbe der Nacht verkündend. Der Turm der kleinen Kirche ſtand kalt davor, ganz ſchwarz.

„Es iſt unwahrſcheinlich ſchön zu ſehen," ſagte er leiſe und erregt, nach dem Fenſter deutend. Sie nickte und befreite ihre Hand. „Ja. Aber mir iſt's wie eine Kuliſſe. Die Kuliſſe meiner Gegenwart . . ." antwortete ſie leichthin und ließ die Stimme ſchweben, als gedächte ſie fortzuſprechen. Ihn ſpannte Erwartung: vielleicht wollte ſie jetzt von ſich ſelbſt anfangen, ungefragt, ihm wenigſtens andeuten, wer ſie ſei. Hatten ſie einander nicht unterdes berührt, intimer als Hand auf Hand? Wußten ſie nicht ſchon ſo vieles voneinander . . .? Sicher? Und was wußte er eigentlich von ihr? Daß ſie Geſchmack hatte, viel gute Kunſt kannte und zu Nietzſche anders ſtand als er — mehr konnte man nicht zuſammenbringen. Er aber, er dagegen hatte ſich nicht einmal maskiert, nur geredet, aufrichtig geredet, ſich gegeben, ſo daß ſie aus ſeinen Worten ſicherſte Schlüſſe ziehen konnte: und gewiß, ſie tat es. Eine Wutwelle gegen ſich ſelbſt ſtieg auf, gipfelte und fiel. Was machte es am Ende aus? Mochte ſie wiſſen, was ſie wußte, und ſein, wer ſie war. Er wollte weder fragen noch ſich mit Raten behelfen. Gab der Augenblick nicht Glück genug? Heftig bewegt trank er ſein letztes Glas.

„Das iſt geſcheit, mein Freund. Nun zeige ich Ihnen mein Reich. Die Luft muß jetzt herrlich ſein, klar, erfriſchend . . ." Ihrer dunklen Stimme hätte er nicht widerſtanden und wäre das, was ſie verlangte, unbekannt und ſchwer geweſen wie die Aufforderungen in Feenmärchen.

Er wollte alles geſchehen laſſen, ohne ſich zu wundern und ohne nach Urſachen und Motiven zu fragen. Der Wirt kam und nahm das Geld von ihr zuerſt, ohne viel Worte — ſie wußte wohl, was ſie ſchuldig war. Dann, während er mit ihm verrechnete, trat ſie zu ſeinem Rucksack und nahm ihn, beide Arme erhoben, von ſeinem Nagel, ließ ihn aber gleich unſanft zu Boden gleiten. „Der iſt aber ſchwer!" ſagte ſie kindlich verwundert, „tragen Sie dieſes Gewicht den ganzen Tag durch die Hitze?" Er lachte geſchmeichelt: „Es iſt wirklich nicht ſchlimm." „Nehmen Sie ihn," forderte ſie. Was ſoll das? Was wird das? Ich kann ihn doch hierlaſſen! Und noch während er ſich wunderte und einen Entſchluß dagegen faßte, bückte er ſich und ſchwang ihn leicht auf den Rücken. Dann nahm er den Stock und den Hut und ſie gingen. Der alte Wirt grüßte tiefſtimmig, verbeugte ſich auf der Schwelle und nahm die Kappe ab.

Sie atmeten die feuchtreine Luft tief in ſich ein; alles funkelte noch von Regen und Friſche, der Himmel hob ſich faſt ganz klar, der Mond erhellte weich und ungewiß die Gaſſen und umgrenzte das Licht mit ſchwärzeſten Schatten. Er gab jedem Haus ein bedeutendes Anſehen; in dunklen Pfützen ſpiegelten ſich die Sterne, nirgends ging ein Menſch. Sie ſchritten langſam nebeneinander auf die kleine Kirche zu, die mächtig und ehrfurchtbar in den Himmel ſtieg. Sie lächelte rätſelhaft ins Dunkle. „Wohin führen Sie mich?" „In mein Reich," erwiderte ſie, „fürchten Sie ſich?" „Ja, entſetzlich. Ich zittre ſo ſehr, daß ich Sie bitte, meinen Arm zu nehmen." „Wozu? Ich gehe ſicher. Jedenfalls Dank für die gute Abſicht;"

und ſo glitt auch dieſer Angriff an der Ungreifbaren ab . . . „O bitte," verſuchte er gefaßt zu ſagen, aber es klang doch ein wenig verſtimmt, und deshalb, indem ſie aus dem Kirchenſchatten ins Mondlicht kamen, ſah ſie ihn bittend und ſo freundlich an, daß ſein Mißmut wie Hauch verging, zumal für ihn — nicht wahr? kein Grund vorlag . . . Um ihren Kopf gleißte das Haar wie ein enganliegender Helm von Silber, der das bleiche Licht in Büſcheln zurückwarf — der Mond dort oben ſchmiedete ihn, der alte Zauberer. Er ſagte ihr das mit malenden Worten, und ſie lachte. „Ja, ich bin eine alte Frau, eine Uralte aus der Höhle. Graut Ihnen nicht vor mir? Wir gehen nämlich auf den Kirchhof, der iſt mein Reich . . . Wie, wenn ich ein Revenant wäre, und dies Haar ſilbern vom Altern im Grabe, des Tags? Wie wäre es mit einer Sybille? oder mit Lilith, Adams erſter Frau?" „Ich will Ihnen gerne mein Blut ſchenken, Lilith," rief er, begierig nach dem Namen greifend, „man ſagt, daß dieſe wenig vegetariſche Koſt erwünſcht ſei?" Sie ſah ihn ein wenig an. Dann meinte ſie: „Paſſen Sie auf, man kann fallen."

Man konnte in der Tat fallen, dieſer Kirchhof gehörte nicht zu den gepflegten, kiesbeſtreuten. Es gab da Äſte und Zweige, deren Blätter am Boden moderten und die wie ſchwarze Gerippe von Tieren über den Weg lagen, und Boden und Grabhügel höhlten überall die Gänge der wilden Kaninchen. Öde geformt und abgeſchmackt ſtanden die Grabkreuze, ſolange ſie ſich aufrechthielten; erſt wenn ſie ſich neigten, vom Alter zermürbt, vom Roſt gefreſſen, angehaucht von der allgemeinen Verweſung,

fanden ſie melancholiſchen Reiz. Da lagen Steine, über tief eingeſunkene Gräber wie erſchlagene Männer gefallen, Winde, Efeu und wilder Wein ſchlangen ſich um die Äſte und die Steine, verknoteten die Wipfel, krochen geſchmeidig überall in die Höhe, ſchwangen ſich über ehemalige Wege und glitten am Boden entlang, ein lebendig greifendes Netz, das keinen Zutritt geſtattete; überall wucherte in geiler Fülle das hohe Gras, gütiges Unkraut, von niemand gepflanzt, rührte ſich im Nachtwinde; hohe Blumen mit gefalteten Kelchen, deren Farben man erriet, Schwertlilien, Feuerlilien und blütenbeſetzte Königskerzen ſchwankten wie Träumende, von weiter hinten blickte matt der Jasmin her, mit tauſend weißen Augen, ſchwach von der Wolluſt des eigenen Duftes, den er nicht aufhörte auszuſtrömen, und wilde Sträucher ſtreckten dornige Hände aus. Aber über runden Wipfeln, mageren Zypreſſen und zerrupften Pappeln zeichnete ſich am Ende des Laubganges auf den helleren Horizont die geometriſche Figur des Kruzifixes. Der große Zauber des milden Mondes lag auf dem Ort; aber der Mann wehrte ſich gegen ihn, er blickte mit Haß auf dieſe geliebte Frau, deren Stirn und Wimpern ruhelos zitterten. Kraftloſe Empörung tobte in ihm gegen die Demütigung, der er verfallen war. Er fragte noch immer ſtumm und vergeblich; ihn quälte brennend ſeine Machtloſigkeit über das, was in ihr ruhte, unzugänglich eingeſchloſſen wie in eine Ader von Stein. Es folterte ihn jetzt, ſie zu keinem Zugeſtändnis zwingen zu können: wenn er ſich ihr am nächſten glaubte, begann ſie alsbald ſich zurückzubeugen und ſich ihm zu entwinden. Dies aber ſchien ihm das Empörendſte: ſie traten kaum

in die Helligkeit, er ſah ſie wieder — und, noch während er fühlte: nicht einmal den Haß läßt ſie mir ... verſchwanden ſeine bitteren Empfindungen, nicht zum erſten Male, vor der fremden und ſiegreichen Schönheit, ſo daß es ſchon beglückte, nur neben ihr gehen zu dürfen und zu ſehen, wie die Nachtluft und der Mond um ihre Schritte rannen, die das Moos aufſog. Ihre Gewänder rauſchten leiſe; da ſah er plötzlich den Leib vor geſchloſſenen Augen, dem dieſe unbekannte Seele gehörte, und atmete tief. Sicherlich, er würde ſie küſſen, zwingen, demütigen, ſich rächen.

Sie ſtiegen eine Erhöhung hinan, die Spitze des Hügels, auf dem Kirche und Friedhof lagen; eine Bank ſtand dort oben und ſie ſetzten ſich. „Sehen Sie," ſie zeichnete mit maßvoller Geſte einen Bogen. Da lag der flüſternde Kirchhof rund umher, den die verfallne Mauer umzog, da ſtand die ſchwarze Kirche, unten breiteten ſich die dunklen Dächer der Stadt, vom Monde mit grellen Lichtern und tiefen Schatten gefleckt, da ſtreckten ſich wie Spinnenbeine die dünnen Laternenfäden der Straßen aus, draußen breitete ſich ruhig das atmende Hügelland hin und die ferne Ebene, und Himmel, Mond und Sterne atmeten über allem: eine ſchöne, ſehr traurige, Muſik. Während er ſich ihr halb hingab, bedachte er, wie er ſie an ſich reißen ſollte — — da hörte er neben ſich die Frau ſchluchzen. Sie hatte das Geſicht verborgen, und die Tränen rieſelten blitzend zwiſchen den ſchmalen Fingern hervor. Ihre Schultern hoben ſich wie Flügel. Seine Entſchloſſenheit ſchmolz zur Weichheit. Er legte leiſe den Arm um ſie und ließ ſie weinen, an ihn gelehnt, lange

Minuten. „Und draußen liegt die Welt," flüſterte ſie endlich, hob langſam das Haupt und blickte ihn an. Im Tiefſten erſchüttert, las er in dieſem tränenbeglänzten, vordem lächelnden Frauenantlitz das Leid des Menſchen, das verſteinert und unſäglich aus Augen, Mund und Stirn ſchrie; Ehrfurcht und heißes Mitleid zerglühten ihn ganz. Ihre Geſichter bebten, einander ganz nahe; da küßte ſie ihn ſanft und lange auf den Mund. Sie atmeten tiefer und rührten ſich nicht. „Bleibe doch nicht hier, komm doch mit mir," flüſterte er ergriffen. „Kein Wort davon, ich bitte dich." Und ſie küßte ihn wieder. „Liebſte," ſagte er leiſe; Lilith, dachte er, und lauter, liebend: „Lilith." „Wieder ein Name," lächelte ſie noch weinend. Er nahm ſich ihren Mund, er dachte: Nun küſſe ich ſie doch. Und dann: aber nicht, als ich es gewollt, ſondern als ſie . . . Aber das bedeutet nichts . . .

Die Glocke tat zwei grobe Schläge. „Halb elf," flüſterte ſie und machte ſich frei, „komm." Er nahm den Rucksack und den Stock, ſie drückte ſich leicht an ſeine Schulter, als er den Arm um ſie legte, und ſo, eng vereint, gingen ſie ihren Weg zurück, lautlos über Mooſe und Gräſer, vorüber an der Kirche, die den Mond verdeckte, dann vorſichtig die krumme Steintreppe hinunter, auf jenes Haus zu, aus dem ſie am Abend getreten war, wenige Schritte vor ihm. Man traf niemand auf dem Wege. Ihre Schritte ſcheuchten eine Katze auf, mit behenden Pfoten ſchmiegte ſie ſich über die Straße, ein glatter Schemen. Aus dem Dunkel der Häuſer gellte das brünſtige und zornige Geſchrei dieſer Tiere. Was würde jetzt werden? Was konnte jetzt werden? Sie ſtanden vor dem Tore.

Sie machte ſich von ihm mit einer ſchnellen Drehung los und ſah ihn mit einem unausſprechlich beredten und großen Blick an, drei Herzſchläge lang. Dann öffnete ſie. Sie traten ein. Er ſuchte nach den Streichhölzern, indes ſie die Tür abſchloß. Mit allem vertraut, als wäre die Finſternis für ſie durchleuchtet, huſchte ſie dann an ihm vorbei die Treppen hinauf: „Kommen Sie! Leiſe!“ Er mühte ſich in die Höhe, taſtend, erratend und leuchtend, in dieſem fremden alten Hauſe, das nach ſeinem Alter roch. Er hörte hartes Papier abgeriſſen werden, einen Schlüſſel gleiten, ein Schloß ſchnappen, eine Tür gehen. Er fühlte Zimmerluft, einen leichten Wohlgeruch, er ſchritt vorwärts, dann flammte ein Streichholz auf, mit einem ſchnalzenden Laute fiel Licht in die Gaslampe, und die Tür wurde hinter ihm verſchloſſen. Sie ſtand einen Augenblick unbeweglich im Zimmer. Der Rucksack fiel auf die Erde. Sie wandte ſich, öffnete eine andere Tür, ſie ſtand im Dunkeln, ſah ſich halb nach ihm um mit einem ſchrägen Blick, und verſchwand. Lilith, dachte er, Lilith! Hingabe ohne Schranke der Scham, Luſt ohne Maß: aber kein Liebeswort ging aus ihrem ſtöhnenden Munde.

Dann ſchlief ſie neben ihm, nackt und kindlich, den Arm unter den Kopf gebogen; ihm aber kam kein Schlaf. Es blieb ſo, daß er nichts von alledem erraten konnte, was ſie ihm verbarg, gar nichts. Er erhob ſich ein wenig in den Ellbogen und ſah ihr in das ſchlafende Geſicht, dieſes Geſicht, daß jetzt noch viel mehr das eines fremden Bildes war: ſogleich begann ihre Stirn ſich zu regen, und ohnmächtig ließ er ſich wieder in die Kiſſen ſinken. Schön war ſie, wild und ſtärker als er. Er hatte ihr ſeine ganze

Seele gegeben und er ahnte nichts von der ihren. Er beſaß nicht einmal das Geheimnis ihrer Haare, des äußerſten Gliedes ihres Körpers. Da lag ſie jetzt dicht neben ihm, verſchloſſen, unerſchließbar, fern. Von dem ganzen Inhalt ihres Lebens und von ſeinem Umkreis hatte er nur einen Punkt inne, nur einen, ihn aber wenigſtens hielt er feſt: er hatte ſie gehabt, ſie hatte ihm nichts verweigert — niemand nahm davon etwas weg; beſeſſen, zweifellos, auf nicht lange Zeit, aber ganz. Oder? War das wirklich unleugbar? Hatte er ſie an ſich geriſſen, hatte er den Mut gehabt, hatte er ſie überhaupt begehrt, am Anfang, im Wirtshaus, beim Aufbruch? Nein, offenbar. Vielmehr erkannte er plötzlich ſehr hell, daß ſie ihn gehabt hatte; ſie ihn: ſo vielmehr ſtand es mit ihnen beiden. Nicht einmal dieſer Punkt blieb ihm, er war da, aber er gehörte ihm nicht. Und verzweifelt, vernichtet, um ſeinen Gedanken zu entgehen, weckte er ſie mit einem böſen Kuſſe. Entlaufen in die haßvolle Wolluſt . . .

Er erwachte, als die Sonne bereits ins Fenſter ſchien; nicht länger als einen Augenblick dauerte ſeine Unwiſſenheit, wo er ſei. Sie lag nicht neben ihm. Vielleicht war ſie entwichen, verſchwunden; es hätte ihn nicht gewundert, die Wohnung leer und die Haustür geöffnet zu finden. Aber in dem Zimmer nebenan klirrten Taſſen. Er erhob ſich leiſe, ſchnell, er wollte dieſe Räume ſehen, Schlüſſe ziehen, erraten, und nur mühevoll zwang er ſich zuvor zu Waſchungen und Ankleiden. Das Schlafzimmer — nein, nichts unterſchied es von denen anderer jungen Frauen. Ein Buch in der Schublade des Nachttiſches — gewiß war es indiskret, aber was tat das — und entmutigt

ließ er das erhobene ſinken: Gullivers Reiſen, deutſch, ohne Anmerkungen ... Dieſes zweideutige Buch, das man zur Erholung leſen konnte, harmlos, wenn man müde war, und ebenſo leicht frühmorgens, gewitzigt, als ſtärkende Bosheit! Nein, er würde nichts von ihr erfahren. Auch die Möbel ſagten nichts, wohl nicht von ihrem Geſchmack gewählt, vermutlich bewohnte ſie möbliert gemietete Zimmer — ſicherſter Schutz eines Weſens, das in einer Kleinſtadt, wo jede Einzelheit bekannt werden kann, in dieſer vollendeten Bürgerlichkeit um jeden Preis Aufſehen und Gerede der Leute vermeiden will. Geben wir es auf; und er erwartete, ſie im nächſten Zimmer zu finden, aber vergebens. Sie holte vermutlich gerade irgend etwas, und er benutzte ihre Abweſenheit, um auch hier eine unſtete und begierige Muſterung abzuhalten: ein Klavier wie viele; keine weitere Tür zu Räumlichkeiten; ein verſchloſſener Bücherſchrank, Blumen am Fenſter. Kaum Bilder. Von der Wand herab blickte ſpöttiſch eine Hille Bobbe. „Ein guter Druck," ſagte ihre Stimme hinter ihm; „merkwürdig in einer Mietswohnung, wie?" Sie trug einen Krug in der Hand, ſie hatte Waſſer für die Blumen geholt. Lächelnd begrüßte ſie ihn, bot ihm den Kakao, ſtrich ihm friſche Brötchen. Er ſaß ihr eifrig eſſend gegenüber. Er fand ſie wieder als eine erneut Schöne, ganz jung, ſehr heiter, mit einer Art von Übermut in jeder Bewegung, mit der ſie für ihn ſorgte — eine andere Schönheit, als die trübe des Abends, eine andere als die ſchrankenloſe der Nacht — und wie unbefangen! Aber auch dieſe Unbefangenheit ſchien ihm zweideutig, ruchlos für Augenblicke, dann wieder göttlich

überlegen, dann auch kindlich unbeſchwert — o, jetzt wurde alles zweideutig, nichts mehr hatte nur einen Sinn: immer würde er dieſe beiden Möglichkeiten wittern: daß ſie ihm verbarg, nichts erlebt zu haben, oder Schreckliches; daß ſie ihr Haar einem Zufall verdankte oder einem Schickſal; daß ſie in dieſe Stadt gehörte oder hierher verbannt war, ein leichtfertiges Herz mit ernſten Gebärden aufputzte oder dieſe Nacht als gelaſſen gezeichneten Schnörkel einem tragiſchen Daſein einfügte. Alles verwirrte ſich ihm; vor der ruhigen Verſchloſſenheit dieſes wirklichen Ereigniſſes ging ihm die Kraft verloren, es auch nur zu erfaſſen, geſchweige es einzuordnen; und ein lebenerhaltender Inſtinkt befahl ihm das Klügſte: fort von hier, auf die Straße, auf die Wege, ins Taghelle, Selbſtverſtändliche, Wahrſcheinliche. Der Entſchluß ſtärkte und reinigte ihn überraſchend; er gab ihm endlich einen feſten Stand und einen verläßlichen Blickwinkel. Es kam ihm immer ſtärker zu Bewußtſein, wie vielen Dank er ihr ſchulde für dieſes ganze rätſelhafte und wundervolle Erlebnis, das er mit ſtörriſcher Gewalt hatte zerſtören wollen und dem ſie den Reiz gewahrt hatte. Endlich ſchien es ihm, als habe er ihr in ſeinen Gedanken viel böſe Kränkung zugefügt, und als ſie ihm wieder ein Brötchen hinreichte, indem ſie heiter meinte, er werde es nötig haben, tüchtig zuzugreifen, wobei dahingeſtellt blieb, ob ſie die vergangene Nacht meinte oder den beginnenden Wandertag — faßte er nach ihrer Hand und drückte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen den ſeinen, indem er ſie dankbar anſah. Sie erwiderte den freundlichen Blick, zog dann leiſe die Hand an ſich und mahnte: „Sie müſſen bald aufbrechen, damit Sie

nicht in die arge Hitze hineinkommen;“ aber ihre Stimme war nicht mehr ſo klar und feſt wie vorher, was ihn mehr ergriff, als hätte ſie geklagt. Leiſe und ehrerbietig fragte er nur: „Müſſen Sie hierbleiben?“ — „Ich muß.“ So begann er darauf zu ſinnen, wie er ihr auf eine bleibende Art ſeine Dankbarkeit bezeugen könnte, auf eine Art, die ihn zugleich davor bewahrte, von ihr ſchnell vergeſſen zu werden, worauf er Wert legte. Er beſchloß, ihr einen Vers aufzuſchreiben, der die Stimmung des flüchtigen Begegnens und ſchnellen Scheidens auf eine anſpruchsloſe Weiſe feſthielt, eine Improviſation, die auf Formvollendung und Kunſtwert nicht zu ſehen brauchte und deren Wirkung nur perſönlich ſein konnte. Viel Nachdenken verurſachte ihm, ob er ſeinen Namen darunter ſetzen ſollte oder nicht; denn es war möglich, daß der Ruf ſeiner Versbücher zu ihr gedrungen war, ſo daß ihr das Beiſammenſein dadurch teurer werden konnte. Aber weil ſie ſich die Namen ſo entſchieden verbeten hatte, wollte er ſich mit ſeinen Anfangsbuchſtaben begnügen; und er begann, Worte zu finden, zu ordnen und zu prüfen. „Woran denken Sie?“ fragte ſie erſtaunt. „Sie haben recht,“ ſagte er verwirrt, „ich war weit weg; verzeihen Sie.“ — „Alſo brechen wir auf,“ rief ſie kurz, indem ſie ſich erhob. „Entſchuldigen Sie einen Augenblick, ich glaube, ich habe drinnen etwas vergeſſen“ — und er eilte ins Schlafzimmer zurück, ſchrieb den Vers auf ein Blatt ſeiner Brieftaſche nieder, ſtrich eilig noch ein Wort aus, ſchrieb ein anderes darüber und legte das Werk auf den Nachttiſch neben das zerrüttete Bett. „Haben Sie es gefunden?“ fragte ſie. „Ja, danke ſehr, natürlich,“ rief er

fröhlich aus, „da iſt es," und er zeigte ein kleines Meſſer vor. „Es iſt mir beim Ankleiden aus der Weſte gefallen." — „Alſo gehen wir. Ein Stück komme ich mit." Sie legte ein fliederfarbenes Seidentuch um die Schultern, er lud ſein Gepäck auf und ſie gingen. Auf der Schwelle drehte er ſich noch einmal um, ſah ins Zimmer zurück und bemerkte dann an der Tür Reſte einer Viſitenkarte, von gelben Nägeln feſtgehalten. Er erinnerte ſich, daß geſtern nacht etwas Hartes geriſſen worden war, und lächelte. „Jawohl," ſagte ſie mit Nachdruck.

Sie führte ihn den kurzen Weg von geſtern zur Kirche empor, während das Leben noch auf ſich warten ließ, und nur ein kleiner mehliger Bäckerjunge vorüberkam, der vor dem Kruzifix die Mütze zog. Der Himmel öffnete ſich rein und tief, Morgenwolken zierten ihn, und die Sonne heiligte alles mit frühem Glanze. Das Herz des Wanderers ſchlug voll eines alten Jubels, voll einer jungen Heiterkeit, die ihn nicht erſt geſtern verlaſſen hatte. Hinaus aus dieſem Neſte des Trübſinns, nur hinaus, ſofort, wenn auch dieſe ſchöne Fremde, die ihm bei aller Demütigung die Freude an ſich ſelbſt wiedergegeben hatte, allein und ungekannt hierbleiben mußte. Sie fühlte ſein Glück und lächelte ihm mit einem rührend tapferen und wehmütigen Lächeln ermutigend zu, und alsbald hatte er für die, die doch ſo lange die Stärkere geſchienen, ein tiefes Erbarmen. „Müſſen Sie hier bleiben?" fragte er wieder; und wieder kam die Antwort: „Ich muß." — „Ich werde Ihnen immer dankbar ſein und Sie nicht vergeſſen." Seine Stimme klang ergriffen und ehrlich; ſie traten in den Kirchhof ein. „Ich im Gegenteil werde mich anſtrengen,

nicht mehr daran zu denken," ſagte ſie leiſe . . . Dann faßte ſie ſich. „Dort unten geht die Straße, hier durch das Tor führt ein Weg hinunter," und ſie zeigte ihm die Gegend. Jetzt freilich lebte der Kirchhof bunt, fröhlich und alltäglich, alles quoll über von ſaftigen Stengeln und lachender Blumenfarbe; ſogar die Stadt ſah vergnügt aus, mit vielen roten Dächern, Türmen und goldenem Morgenrauch. „Ich bleibe hier und ſehe Ihnen nach," ſagte ſie; „leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt." Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und ſie küßten ſich. Ihre Augen ſtanden voll Tränen. Er drückte ihr die Hand: „Leben Sie wohl!" „Und Sie . . ."

Er eilte den Hügel hinab, wandte ſich und ſah, wie ſie winkend auf der Bank ſtand, am Baume, den violetten Schleier wehen laſſend. Noch ſah ſie ihn, noch einmal, dann verbarg ihn die Biegung des Weges und der Staub fraß das Geräuſch der Schritte. Sie führte den Schleier an die Augen und ging langſam nach der Stadt zurück. Ihr Herz drängte ſchwer nach Tränen. In ihrer Wohnung ſtellte ſie ſich vor den Spiegel und ſah ſich einen Augenblick ſpöttiſch lächeln. Dann trat ſie in das Schlafzimmer, um ſich mit kaltem Waſſer zu erfriſchen. Auf dem Nachttiſche lag ein Blatt. Sie nahm es und las:

Abendlich Finden — und Hände, die eilig ſich faſſen,
Und ein Lächeln des Munds und eine Stunde Verweilen —
Dann entführen mich trotzig ſchreitende Füße
In den brennenden Morgen durch Gräſer und Staub.
Bleibſt du, Freunde, im Netz? ſo nimm doch ein Danken,

Spür es wie Winde der Jugend hergrüßend aus Weiten:
Einer Stunde aufflammender Rauſch und Glanz,
Und ein Gedenken am Abend, zur leuchtenden Kerze.

H. v. M.

Da ſank ſie ſchwer auf das Bett nieder und weinte. Ihren Körper erſchütterte die Heftigkeit des Schluchzens, das Papier knitterte in ihren Fingern, ſie begrub ihr Geſicht in dem Kiſſen, das ſtrömende Tränen benetzten. Endlich richtete ſie ſich auf, ging zum Waſchtiſch und ließ das Waſſer über Stirn und Augen ſpülen. Noch einmal nahm ſie das Blatt auf, betrachtete die feſte Schrift, die Initialen. Dann ſagte ſie laut vor ſich hin: „Ausgeſtrichen," und zerriß es in kleine Teile. Die Stückchen flatterten zu Boden. Darauf ſtrich ſie mit der Hand über ihr Kleid und begann das Amt des Tages.

Die Näherin
Anekdote

Dieſe Geſchichte erzählte der Marquis von Châteaudün den ſtaunenden und dankbaren Bürgersſöhnen von Trier, als er zur Zeit der roten Mütze (in Paris, verſteht) daſelbſt trotz podagriſtiſcher Anwandlung und einer, jetzt juwelenloſen Brokatweſte von apfelgrün und ſilbernem Muſter, Tanzſtunden erteilte, wobei ſein Sohn nicht eben übel die Flöte blies, obgleich er ſich im Grunde noch Erbe von acht Meiereien und ſechs Häuſern in Lyon nennen konnte:

Wohl, meine jungen und erlauchten Freunde, äußerte etwa der mokante und beleibte Herr, nachdem er ſich bequem hinter dem Gewürzpunſch, am Kamin, in der Ecke des Sofas untergebracht fand. — Sie mögen erfahren, daß dereinſt, vorzeiten, zu Compiègne in Frankreich, ein junger Herr Ihres Standes ſich aufhielt, daſelbſt geboren und im Geſchäft ſeines Herrn Vaters tätig, welcher ſich mit der bei jungen Helden aus dem ehrenwerten Bürgertum üblichen Leidenſchaft in ein armes, aber tugendhaftes und ſehr angenehm geſtaltetes Fräulein verliebte. Er gedachte ſie zu heiraten — unähnlich unſeren jungen Windhunden von Stande war er geſonnen, die Pflicht, die Tugend und die Liebe zu vereinen; und ſprach demgemäß zaghaft, aber ernſt zu ſeinem feiſten Herrn Erzeuger. Dieſer aber, nicht ſo tugendhaft wie ſein frommer Sohn

und der Lektüre Meiſter Jean-Jacques unteilhaftig, dagegen mit beklagenswertem Starrſinn die geringen Glücksgüter der Erwählten in der Seele muſternd, ſchnitt mit dem Meſſer einer harten Rede in das liebevolle Herz des Sohnes, drohend, er werde ihn prügeln wie einen Sack, wenn er ihm je wieder von ſo ſchändlicher Unternehmung ſpräche. „Wie einen Sack!“ ſchrie der Wilde. Armer Jüngling! Meine Seele iſt zu mürbe, um ſich lange mit deinen Qualen zu beladen und ſie zu malen; ich würde dabei zugrunde gehen; Sie aber, meine Zuhörer und gütigen Schüler, werden nichts leichter können als den Zwieſpalt zu empfinden, zu durchleben und gänzlich auszukoſten, der in der Bruſt eines heldenmütigen Bürgerſohnes vorgeht, wenn er von der Ehe träumt, und dem ein Rücken voll Prügel dafür angeboten wird. Nun aber, indem Sie all Ihre Seelenſtärke anſpannen, fühlen Sie noch hinzu, daß ein reicher Witwer kommt, ein Salzwieger, ein zimtfingriger Schuft, und das Mädchen zu ehelichen vorhat: und ſie, die Lilie, die Schwalbe des Schönheitstempels, ſie ergibt ſich ihm! ſie nimmt ihn! ſie wird mit ihm kopuliert! er geht mit ihr zu Bett! Sie erröten, meine Freunde, Sie erblaſſen, meine Geneigten — alles was Sie erſchüttert, traf die ſchutzloſe und liebevolle Bruſt meines Bürgerſohnes mit dem Schwerte des Mars, Minervens Lanze und dem phöbiſchen Pfeil. Leiden Sie mit, Geehrte, leiden Sie mit! Sterben Sie, wenn's beliebt!

Hier hielt der Marquis wirkungsvoll inne, um ſein Glas zu leeren. — Unſer Held, der einen beklagenswert groben Körper zu ätheriſcher Seele von der Natur emp-

fangen, lebte. Aber er lebte nur auf Kündigung etwa, um die Süßeſte noch einmal zu ſehen; dies war ſein Plan, ſein Vorſatz und der alleinige Grund ſeines Atmens. Amor, der die Liebenden fördert, gab ihm ein, ſeine Qual einer kundigen und erfahrenen Alten zu geſtehen, einer mit Nähen ihr Leben friſtenden Dame — die allerdings darum noch keine Vicomteſſe war, denn dies ereignete ſich in altersgrauen Tagen, Ihnen zur Nachricht, Söhne dieſer Stadt — Auberée genannt, die man ihm als erfindungsreich rühmte und für deren, den Liebenden geneigtes Herz es keine Mühe gab, die ſie geſcheut hätte, wenn es Glück zu ſchaffen galt. Wie es denn die Aufgabe der Frauen iſt, in allen Formen zu beglücken. Überdies verlor er auf ihrem Tiſch einen Beutel mit fünfzig Franken; aber nicht darum, aus übergroßer Güte willigte die Schutzgöttin ein, nachdem ſie ſich ſeinen veilchenfarbenen Rock aus Lyoneſer Sammet verbrämt mit Fuchs als Hilfstruppe geliehen hatte, in dem er Sonntags allen Meſſegehern und Kirchenfreunden wohl bekannt war. Dieſen Rock nun nahm ſie über den Arm, nachdem ſie am unteren Saume das Seidenfutter ein wenig aufgetrennt und Nadel und Faden hineingeſteckt hatte, nimmt ihn und begibt ſich zur jungen Frau, eine Stunde wählend, in der der glückliche Gatte und Kaufladenherr ſein Mehl auswiegt. Freude des Beſuchtwerdens, wer ſchildert dich? Wäre mir die Zunge des Herrn von Beaumarchais verliehen, ich tät's; gäb mir einer den Griffel Diderots, Sie ſollten ſie ſehn, die junge Schöne, das Häubchen auf dem Haar, plaudernd mit der vom Alter gebeugten Auberée, wie die Erfahrene ihre blühende Farbe lobt, die braunen Augenſchatten ſchelmiſch

Digitized by Google

begrüßt und alsbald fragt, ob auch das Bett breit genug sei zu den Gefechten der Nacht? „Sehet selbst," antwortet der unschuldige Engel und führt den Besuch ans Paradies, ans Schlachtfeld, an die warme Burg des erlaubten Sündenfalls! Welch übermächtige Gefühle ergreifen Sie, meine Jugendstarken, ich seh's an Ihren Lippen, an Ihren glänzenden Blicken; recht so — aber wer hätte gedacht, daß diese Sehnsucht auch so übermächtig spuke in der alten Auberée? Schauet doch — der Finger des Erzählers wies vor ihn hin, und die Hörer folgten mit den Blicken und schauten — wie sie schwindelig aufs Bett sinkt, am Fußende, wie ihr der schöne Sammetrock entgleitet und auf dem Bette liegen bleibt, wie sie mit versiegter Stimme um Wasser bittet! Die junge Frau, mitleidigen Busens, geht selbst in die Küche — und derweil drückt die Alte den Rock des jungen Mannes, in dem — Sie wissen noch? Nadel und Faden stecken, ins Bett, zupft das Deckbett drüber hin — warum? Sie werden sehen, meine Liebhaber von Geschichten, sie macht das genial — trinkt ihr Wasser, dankt, erholt sich schnell, geht weg und bestellt den hoffnungsvollen Liebhaber — wir haben ihn also nicht vergessen — für diesen Abend halb neun Uhr zu sich; rät ihm auch, er solle vorher Hahnenbouillon zu sich nehmen und Selleriegemüse. (Meine rheinischen Wirte, mit dieser Art von Gelächter hätten Sie in Versailles, dem verflossenen, zweifellos Ihr Glück gemacht.) Um acht Uhr kommt der Krämer — Verzeihung, der Kaufherr — heim, wäscht sich die Hände, ißt etwas Belangloses und stiefelt ans Bett, denn er ist müde vom Tütendrehen, schlägt sein Bett auf, stutzt über die Er-

höhung, ſieht zu, zieht hervor: ein Rock! ein Männerrock! der berühmte, koſtbare und auffallende Rock des jungen Anton! Ha! — Sie merken, nicht wahr, was er dachte, Sie ſind ſo ſcharfſinnig, meine Schüler, daß ich nichts zu ſagen brauche. Wie gerne aber malte ich jetzt, Sie zu erfreuen, den raſenden Ajax; zeigte gern, wie er zum Degen greift — aber er trägt keinen, das Piſtol ladet — aber wozu eines beſitzen, das ſcharfe Meſſer herausreißt — aber es iſt zu ſpitz, und außerdem liegt es im Schub verwahrt, in der Küche. Was alſo tun? Als Mann des klaren Alltags vermeidet er das Blutvergießen, er iſt kein Théſeus (ſie keine Phädra), und vereint harmoniſch die Wut, die Rache, die Ehre und die Ruhe: er packt ſeine Gattin beim Arm und wirft ſie hinaus, vor die Haustür, die er verſchließt. Recht ſo, ſagen wir, und wir haben unſeren Grund: denn wie das nichtsahnende Frauchen die Steine der Schwelle mit Tränen der Unſchuld netzt, murmelt eine Stimme neben ihr im Dunkeln, wohlbekannt und tröſtend eine Altweiberſtimme: „Um Gott, werte Freundin, was tut Ihr hier?“ Auberée iſt es, die kluge Zauberin und Nadelfee; und nachdem ſie nebſt vielem Weinen die ihr nicht ganz unerwartete Begebenheit angehört hat, verflucht ſie alle kränkenden Ehemänner der Welt, beſonders den augenblicklichen Sünder, verſpricht ihr für morgen Genugtuung und bietet ihr einen Unterſchlupf für die Nacht an. Das getröſtete Kind folgt ihr und findet bei ihr ein laues Zimmer, in dem Zimmer ein warmes Bett und in dem Bett einen heißen Liebhaber.

Nein, meine Herren und Bürſchchen, *dies* ſchildere ich

nicht. Ich weigere mich. Ich bin ein Greis, der dem Grabe zuwankt und denke an die Seligkeit. Ich ſage nur, daß, angefeuert durch die magiſche Fünf in der Zahl der fünfzig Franken, der junge Mann ſein Beſtes tat, was auch der Schönen wohlgefiel. Am frühen Morgen aber klopft die grauſame Wirtin, den Morgenſchlaf, den ſo wohl verdienten, ſchlimm durchbrechend, die junge Frau aus dem Bette, führt ſie in die Kirche Saint-Corneille und heißt ſie dort vor einem Bilde der gütigen Mutter Gottes Kniee und Stirn zur Erde neigen. Unſere Freundin tut das gern, denn ſie iſt ach ſo ſüßmüde, und ſchläft ein. Die Alte aber nimmt die ſechs Leuchter Unſerer Lieben Frau und ſtellt ſie auf den Boden, um die ſchlanke Büßerin zu beleuchten; und glaubt mir, die heilige Jungfrau entſtieg dem Bilde nicht, rächend; ſtets vertragen ſich Frauen untereinander zum Schaden der Männer. Der Gatte aber, der diesmal daran glauben ſoll, muß dem Bette entſteigen und die alte Auberée anhören, die in großer Erregung bei ihm eindringt. Ein böſer Morgentraum hat ſie in die Kirche gejagt, und was findet ſie dort? Die junge Gattin, betend, verzweifelt, Unſchuld ſchwörend vor Mariens Bild! Der Mann hat ſchon ein wenig Reue gefühlt — Gatten bereuen gern, wenn ſie allein ſchlafen müſſen — er iſt verdutzt, geſchlagen; auf, und in die Kirche. Da liegt ſie, ſo vertieft in ihren Gram und ihr Gebet, daß ſie nichts nahen hört; ſo ſchön, ſo unſchuldig in ihren Kerzen! Er ruft ſie gutmütig, reuig; ſie ſteht auf, verwirrt, voll Scham, reizend, indem die Alte dem Altar ſeine Leuchter zurückgibt, küßt er ſie Vergebung flehend. Sie machen ſich zu dreien auf den Heimweg; und indes die

Gatten ſchweigen, klagt Auberée das Leid ihres Alters: wie ſchwach ſie iſt — ward ſie nicht geſtern am Bette faſt ihrer Sinne unmächtig? und wie vergeßlich: einen ſchönen Rock hatte ſie zu beſſern, einen Rock aus Seide, Pelz und Sammet veilchenfarb: und wer glaubt ihr, daß ſie nicht weiß, wohin ſie ihn gelegt? daß er verſchwunden iſt und ſie ohne Rat und Troſt, ſie arme alte Frau?

Ohé, denkt der Mann, die Unſchuld iſt am lichten Tag; und daheim gibt er den Rock heraus — Nadel und Faden ſtecken noch drin — und, freigebig vor Überzeugtheit, fünfzig Franken der treuen Helferin. Dann aber legt er ſich noch einmal zu Bette; zu Bette, nicht zur Ruhe, denn auch ein Kaufmann, der ein junges Weib hat — nicht wahr?

Und wer — der Gatte etwa? hätte weiterhin dem ſo treu befundenen Eheweib unterſagt, dann und manchmal dieſe brave Näherin mit Arbeit zu betrauen, ja ſie ihr ſelbſt zu überbringen?

Meine werten Eleven, hören Sie, ehe Sie gehen, noch die Moral; mein Freund, ein Abbé von Saint-Sulpice, der den Eid gegen ſeinen Herrn Gott nicht ſchwor und ſo von Meiſter Samſon raſiert und tonſuriert in einem ward — mein Freund pflegte zu ſagen: „Eine wahre Ehe, Marquis, kann weder geſchieden noch gebrochen werden.“ Gute Nacht, meine Herren; Sie leuchten einander wohl ſelbſt die Treppe hinab; ich habe keinen Lakeien, ſeit ich den letzten wegen Unreinlichkeit davonjagte; man bekommt hier keine rechten. Auf nächſtes Mal, meine Freunde, auf das nächſte Mal.

Sterben des Cinq-Mars

Am 14. Juni 1642 verhaftete ein Hauptmann der Großmusketiere Ludwigs des Dreizehnten in Narbonne den Marquis von Cinq-Mars, der durch die Gunst des Kardinal-Herzogs von Richelieu mit zweiundzwanzig Jahren Großstallmeister und Liebling des Königs geworden war, samt seinem Freunde Gaston de Thou und dem Herzog von Bouillon um Hochverrat, begangen durch ein Bündnis mit Spanien zur Ermordung des Kardinals. Obgleich die Edelleute, ihre Haltung bewahrend, dem Gericht alles ableugneten, was man ihnen vorhielt, stand ihre Verurteilung doch außer Zweifel, denn sie hatten unglücklicherweise den schwachherzigen Schwätzer Gaston von Orleans, Bruder des Königs, in die Verschwörung gezogen, der den großen Minister giftig haßte, und der auf die erste Drohung des von Spähern gewarnten Kardinals alles genau zu Protokoll gab, was er wußte — und man hatte ihm nichts verschwiegen — um sein Leben zu retten; das übrigens nicht einmal bedroht war, weil er von königlichem Blute stammte, und Ludwig den allzu drückenden Minister durchaus nicht liebte, ja, wie manche sagten, von dem starken Plane wissend, ihn schweigend zuließ. Obgleich der Spruch noch nicht gefällt war, des umständlichen Gerichtsverfahrens wegen, erörterte man überall in Frankreich, wo Herren vom Adel einander trafen, doch

nur, ob alle drei Gefangenen enthauptet werden würden, oder ob Bouillon, als der am wenigſten Bloßgeſtellte, noch irgendwie loskommen könne: denn ſeit der Hinrichtung des Letzten aus dem Hauſe Montmorency, einer Familie adliger als die Könige Frankreichs ſelbſt, kannte man den Kardinal als ſchonungslos und mutig genug, um mit Geiſt wie mit Gewalt die ſelbſtherrlichen Feudalen unter die Botmäßigkeit der königlichen Macht zu zwingen. Die Trauer in der Familie des Hauptſchuldigen galt daher einem faſt ſchon Toten, obwohl der Vater des jungen Cinq-Mars, der Marſchall d'Effiat, beim Könige ſelbſt faſt kniefällig um die Gnade der Verbannung für ſeinen Sohn gebeten hatte; aber Ludwig, verlegen und ganz aufrichtig, hatte achſelzuckend verſichert, der Kardinal beſtehe auf der gerechten und entſprechenden Strafe, und es ſei ihm unmöglich, einzugreifen: „Er redet vom Anſehen der Krone," ſagte der Monarch, indem er bekümmert mit dem Degen Figuren aufs Parkett ſchrieb, „und dann, ſaget ſelbſt, kann niemand gegen ihn aufſtehen — ich auch nicht . . . Ich hatte den Jungen gern," ſchloß er die Audienz, „aber er ſpielt meinen Sohn gegen den Ihren aus . . ." Und kaum hatte man ſich im Hauſe des Marſchalls an das Unabänderliche im voraus gewöhnt — denn damals, in der Zeit der Komplotte, entehrte der Tod auf dem Schafott einen franzöſiſchen Edelmann durchaus nicht, weil es eine ganze Anzahl Familien von Uradel gab, die es ſich als Recht zuſchrieben, gegen den Kardinal, ſimplen Herrn von Dupleſſis, zu konſpirieren, der es mit haßloſer Strenge und erfolgreich unternahm, ihre wirkliche Macht im Staate ganz auszutilgen

— als eine Nachricht einlief, geeignet, in die Familie des Gefangenen Entſetzen und Lähmung zu tragen: Henri ſei durch die Trennung von ſeinem Freunde Gaſton in unhemmbare Schwermut verfallen, und weigere ſich, genügend zu eſſen, da ihn nicht hungere; er ſei blaß geworden und magere ab ... Dieſes bedeutete aber, daß die unterirdiſch zehrende Todesfurcht den Vorwand dieſer Trennung ergriffen hatte, um endlich Macht über den Gefangenen zu haben, und drohte der Familie mit Gefahr der Schande. Denn falls das Urteil, wie wahrſcheinlich, erſt im Herbſt geſprochen wurde, hatte er bis dahin alle Kräfte des Körpers und der Seele eingebüßt, die ihn ſonſt den Tod in ſo jungen Jahren mit dem gehörigen Anſtand hätten ertragen laſſen; ſeine Gebrochenheit hätte bei jedermann für feige und ſchmähliche Angſt vor dem Schwerte gegolten, und mit ſeinem Angedenken wäre Ehre und Ruf ſeiner Familie unerträglich beſudelt, ja auf immer vernichtet worden. Das zu vermeiden mußte jedes Mittel gelten, und nach drei Tagen voller Angſt und verſtörter Beratung ließ ſich die Mutter Henris, die Marſchällin Marquiſe d'Effiat, in ihrer Sänfte zum Kardinal tragen, der ſie nach fünf Minuten Wartens ſogleich empfing.

Er ſaß, ein ſehr hagerer und martialiſcher Greis, fröſtelnd in ſeinem großen Stuhle mitten in dem Guſſe des Lichtes und der Hitze eines regenloſen Juli: das gelbliche und weißhaarige Haupt, das durch ſeinen Schnurr- und Knebelbart mehr einen Soldaten und noch viel mehr einen Staatsmann als einen Prieſter anzeigte, im Schatten eines blaugrünen Vorhanges von der damals neuen und ſehr beliebten Farbe; er kränkelte, wie man wußte, und manche

ſprachen von langſamem Gifte in ſeinem von vielen Ritten und manchem Feldzuge gehärteten Körper. Er ließ ſich von ſeinem Sekretär, dem er gerade aufgehört hatte zu diktieren, beim Aufſtehen unterſtützen und ſtand, bis die Marſchällin ſaß; dann ſetzte auch er ſich nieder, indem er den Schreiber fortſchickte und begann die Unterredung mit den Worten: er hoffe, die Frau Marquiſe komme nicht, um das Leben eines Menſchen zu bitten, der ſich ſelbſt getötet habe. Die Dame, erbleichend unter ihrer Schminke und dem modiſchen Puder — denn ſie hatte im innerſten Herzen von dem einſt Befreundeten dennoch, trotz ihres Beſſerwiſſens, das zu erbitten gehofft, was ihrem Gatten der König nicht hatte gewähren können — erklärte ſofort mit kalter Stimme, ſie ſei davon fern; und ſie berichtete ſchnell, hart gefaßt und kurz, welche Nachricht ſie erhalten hätten, was daraus folgere, und daß gegen dieſe Folgen unbedingt, ohne jede Einrede, etwas zu geſchehen habe, und ſie ſei gekommen, alsbald anzugeben, was. „Ich bedarf Ihrer Einwilligung, Kardinal, und Sie werden ſie geben; denn geſetzt, daß mein Sohn verdient hat zu ſterben — wir alle haben nicht verdient, entehrt zu leben.“ Richelieu hielt ſeine langen und gelben Hände ins Sonnenlicht, wendete ſie einen Augenblick ſchweigend und nachdenklich um und um, und antwortete dann, indem er damit begann, daß er völlig offen zu reden vorhabe: „Ich ſollte daran denken, Madame, daß ich ſehr bald nicht mehr da ſein werde, um Frankreich zu dienen, und alſo, dem Könige jetzt ſchon helfend, Ihrem Erſuchen nicht willfahren. Denn wenn ſich an dem ſichtbaren Beiſpiel Ihres Sohnes zeigen ließe, daß die Herren, die ſehr wohl

wiſſen, ſich dem Landesfeinde zu verbünden, um die Krone zu ſchwächen, dafür ein ſtarkes Sterben um ſo weniger verſtehen, ſo wäre das Anſehen ſolcher Verſchwörungen auf ſehr dienliche Weiſe gemindert, und alle meuteriſchen Edelleute in Ihrem Sohne von vornherein beſchimpft als im Grunde feige. Ich würde es für ein ſehr erwünſchtes Ziel halten, das Ehrgefühl des Adels ein wenig zu ſchwächen; auf eine unſchuldige Familie dürfte es dabei niemandem ankommen." Die Marquiſe, entſetzt von der ruhigen Klugheit dieſer Räſonnements, die ſie früher entzückt hatten, ſagte: „Laſſen wir die Theorie und gehen wir zu meinem Sohn über." „Ich bin bei ihm," meinte der Kardinal angeregt und vertieft: „Wenn ich ſicher wäre, noch lange Zeit, ſagen wir noch zwei ganze Jahre zu leben, wäre mir die Beſchimpfung Ihres Sohnes willkommen und ſelbſt Pflicht. Denn Ihr Sohn war mein Geſchöpf —" der Sprechende hielt einen Augenblick inne und ergriff eine ſchwarzgeſtielte große Lupe, um die Sonnenwärme über ſeiner Linken zu verdichten, während die Marquiſe nur mit Mühe es ermöglichte, ihm nicht ins Wort zu fallen, außer ſich vor Zorn und Schmerz — „und Ihre Schande würde den Familien meiner Geſchöpfe wertvolle Mahnung ſein, ſtraff zu mir zu halten. Aber," ſprach er weiter, und zwar ſchnell, weil er ſah, auf welche Art die Finger der Marquiſe ſich um die Armlehnen ihres Seſſels ſchloſſen: er habe nicht mehr zwei Jahre vor ſich, er verzichte auf neue Kreaturen, und er gedenke allzuſehr der Freundſchaft und großen Zuneigung, die ihn dem Schuldigen und ſeinem Hauſe ehedem verbunden habe, daher willige er in alles, was man vorhabe, ſofern dem

Urteil ſeine Vollſtreckung werde. „Daran wird es nicht fehlen," ſagte die Marquiſe mit vor Erlöſtheit ſchwacher Stimme, „alles wird ſich unter den Augen Eurer Eminenz abſpielen," und ſie unterdrückte mit grimmiger Kraft die glücklichen Tränen, die ihren Augen entſtürzen wollten, weil ſie dem Feinde und Quäler nicht gönnte zu ſehen, wie viel er ihr ſchenkte.

Auf die Frage, was geſchehen ſolle, erklärte ſie, es müſſe dem Gefangenen geheim mitgeteilt werden, er und ſein Freund würden keinesfalls eine andere Strafe als die der Verbannung erleiden; und zwar müſſe die Botſchaft, um glaubhaft zu ſein, den Anſchein äußerſten Geheimniſſes aufzeigen. Ob es richtig ſei, daß die Gefängniſſe, in deren einem Henri ſich befand, ſo kalt ſeien, daß ſie auch im Sommer Feuers in dem Kamin bedürften, um nicht tödlich zu werden? „Ja," ſagte ſchaudernd der Kardinal und rückte ſeinen Stuhl der Sonne näher. Dann gedenke ſie zu verfahren wie folgt; und ſie eröffnete ihm ihre Abſichten, der darauf verſprach, den Gouverneur entſprechend zu unterrichten. Alsbald erhob ſich die Marquiſe; und Richelieu unterließ es nicht, ihr die Hand zu küſſen und ſie, einen Stock zu Hilfe nehmend, bis zur Tür zu begleiten: „Sie müſſen mir das erlauben, Marquiſe, ich ſchulde das, wenn nicht der Marſchällin d'Effiat, ſo gewiß der Mutter," ſagte er als letztes Wort dieſer letzten Begegnung mit einer Freundin von einſt.

Zwei Tage darauf übergab der Schließer Cinq-Mars zum Frühſtück vier Eier in einem ſilbernen Korbe, der das Wappen ſeiner Familie trug: ſeine Mutter bitte ihn, dieſe Eier ſich ſelbſt zur Kurzweil zu röſten und ſie um

ihretwillen zu verzehren; ſie werde ihm jeden Morgen friſche von ihrer Meierei zuſenden laſſen. Der junge Mann nahm den Behälter mit der Aufwallung von Freude, die lange Eingeſperrte von jeder Veränderung der Dinge um ſie her empfangen, in ſeine vernachläſſigten und leicht grauen Hände, erkannte ihn als den Brotkorb des mütterlichen Frühſtücks und betaſtete ſeine Ornamente mit der großen Zärtlichkeit des Erinnerns; und gewohnt zu gehorchen, näherte er ſich dem Kamin, von dem aus große Buchenſcheite mit der trägen Kälte kämpften, die Wände und der ſteinerne Fußboden noch von der Nacht her ausatmeten. Als er das oberſte mit der Feuerzange behutſam über den Gluten drehte, bedeckte es ſich ſchnell mit ſchwarzen Punkten und Strichen, die ſich zu Schriftzügen verbanden und ordneten. Er erſchrak ſo ſehr, daß das koſtbare Ei der zitternden Zange faſt entfiel, und Schweiß ſtand ihm unter den Haaren: die Handſchrift der Marquiſe, entſtellt nur durch die ungewohnte Wölbung der beſchriebenen weißen Schale! Er las: „Botſchaft auf allen Eiern, großes Geheimnis.“ Er ließ das entzifferte liegen: ſie hat ſich chemiſche Tinte verſchafft, dachte er, während ſein Herz und Puls den ganzen Körper erſchütterte, ſo, daß er ſich erſt eine Minute niederſetzen mußte, um ſeinen Händen die Ruhe des Handelns wiederzugeben; dann röſtete er eines nach dem anderen: „König Gnade verſprochen, Verbannung“, ſagte das eine, „morgen mehr, Eier eſſen, ſonſt Verdacht“, das nächſte, und „R. krank, Prozeß zum Schein, guten Mutes“, das letzte. Darauf weinte er lange und wild, und noch in Tränen vollendete er das Röſten, aß alle vier Eier mit einem beinernen

Löffel und dem Salz, in das die Eier gebettet lagen, und ſah auf den erkalteten Schalen die Schrift verſchwinden. „R.“ heißt Richelieu, dachte er eine Stunde danach noch immer ohne Faſſung, R. heißt Richelieu.

Er war ein Kranker geweſen, der an ſeinem kommenden Tode zugrunde ging; von dieſem Tage an wurde er geſund und jung, er aß wie einſt, er lief, um ſich geſchmeidig zu machen, ſtundenlang durch ſeine beiden großen Räume; plötzlich — aber nicht überraſchend, denn das Ei ſagte es voraus — gewährte man ihm Stunden, in den Höfen des Schloſſes umherzugehen. Er nahm es als ein Zeichen der Gewißheit alles deſſen, was täglich in zerbrochenen Sätzen, als goldenes Frühgeſchenk jedes neuen Sonnenaufganges, das zaubernde Feuer ihm weisſagte. Zuſammengefaßt lauteten die Botſchaften der Mutter ſo: „der Prozeß werde zum Schein mit einem Todesurteil enden; aber ein Patent als Leutnant in den Regimentern, die nach Weſtindien gingen, ſei ſchon ausgefertigt, und im Hafen von Lyon werde, wenn er auf dem Marktplatze dieſer Stadt das Schafott beſteige, ſchon die Flotte liegen, die auch ihn nach neuem Lande, neuem Frankreich tragen ſolle: niemand zweifle, daß er ſich auszeichnen werde, und dann ſei, nach dem Tode des Kardinals, ſeine Rückkehr gewiß. Daß er ſein Todesurteil hören und das Haupt auf den Block beugen müſſe, ehe ihm die Gnade des Königs geſagt werde, ſei wie ſtets Bedingung; aber zwei Zeichen ſollten ihm verſichern, das alles ſei nur Schein: der Henker werde ſein Haar nur zuſammenbinden, nicht ſcheren, und ehe man ihm die Augen verhülle, werde er die Kutſche der Familie am Fuße des Gerüſtes ſehen,

nicht in Trauer, ſondern von den Stirnen der Pferde würden die Straußenfedern weißgrün herabgrüßen wie in den Tagen großer Gala. De Thous Geſchick ſei dem ſeinen gleich; und „ehre deine Richter", ſagte das Ei.

Am Morgen des zwölften September ſtand er auf dem Schafott wie auf einem Schaugerüſt: prangend in Gold und perlmuttener Weiße lag die Stadt unter ihm, ſie ſchwang ſich zauberiſche Hügel von Herbſtwald hinauf, und draußen, blau wie ein göttlicher Stein, ſtieg das Meer in den Himmel. Mit dem Winde drang ein erſchütterndes Glück an ſein Herz: grünweiß nickten die Farben des Hauſes von den Federn der Pferdeſtirnen. Leuchtenden Auges küßte er den Freund auf den ſtarren Mund, ungeduldig ſchritt er zum Block, das weiße Stäbchen brach; das Meer, das Meer, dachte er, indes der Henker ihm das Haar zum Schopfe band, und meinte damit: Freiheit, Freiheit. Und ehe man ihm die Augen verhüllte, ſtieg das Glück ſeines Herzens in einem ſeligen Lächeln auf ſein Geſicht, und er kniete. Dann fuhr das Schwert herab in einem ſonnenblitzenden Kreiſe. Als der Henker aber das Haupt ohne Binde und triefend, an den langen Haaren den Zuſchauern zeigte, grüßte von dem weißen Antlitz eine ſo ſtrahlende und ſtolze Freude, daß ein Schrei des Bewunderns antwortend die Neugier des Volkes in Anbetung wandelte.

Das Gerücht dieſes lachenden Sterbens langte eher in Paris an als die Kutſche, die, aber ohne Gala, die Leiche des Sohnes zu den Eltern brachte. Ganz Paris, der ganze große Adel der Provinz ſchrieb ſich in dieſen Tagen an der Tür der Familie ein, und die Marquiſe empfing alle,

auch die fernſten Bekannten. Sie ſaß ſtarr und ſchwach in ihrem großen geſchmückten Bette und ließ ſich ehren; eine Woche danach ſtarb ſie, und nur der Kardinal wußte, worin ſie alle ihre Kraft ſo haſtig verbrannt hatte: in dem Feuer, das jene Eier röſtete. Und darum verbot er brüsk, daß zu ihrem Begängnis mit dem König auch Gaſton von Orleans hinter der Bahre herfahre, hinter der, nächſt der königlichen, auch ſeine Kutſche ging, in der er ſaß, nachdenklich, bewundernd und trotz ſchweren Pelzes fröſtelnd.

Quartettſatz von Schönberg

Digitized by Google

Wie beim Eintritt gehöriger Kälte eine Glaskugel, gefüllt mit Waſſer, von ſelbſt zerſpringt, ſo erwachte Eli Saamen, Chemiker aus Rußland, erzogen in Deutſchland, gelandet in Frankreich, am 12. Oktober mit dem gefaßten Entſchluß, Paris zu verlaſſen, Europa, in dem er ſich ſchließlich fühlte wie ein ſtiller Leſer in einer Maſchinenhalle, einem Warenhaus, einem Irrenſaal und einem Lazarett, um ſich nach Kleinaſien zu retten, nach Paläſtina, ob ſich dort nicht Inhalt finde für das Leben eines unerträglich amtloſen Juden. Er begann an demſelben Morgen, der doch ſanftbunt und herrlich aufſtieg über dem Park Monceau, ſeinen Koffer zu rüſten, und am nächſten Tage fuhr er, die hebräiſche Grammatik, das Wörterbuch und den Pentateuch zum Lernen vor ſich, von Erwartung ſchon halb belebt, halb noch müde wohl davon, daß er ſich von niemand zu verabſchieden brauchte, nach Deutſchland, nach Berlin, das er ohnehin paſſieren mußte, um auf billigſte Art über Odeſſa — über Rußland, dachte er mit haßunterhöhltem Gleichmut — Jaffa zu erreichen. Die Berliner Geſchäftsſtelle der Zioniſten gab ihm die nötige Auskunft; mit ſeinen 200 Francs monatlicher Rente konnte er dort beſtehen, wie überall ſonſt. Am fünfzehnten abends hatte er keinen Grund mehr in Berlin zu bleiben; er

telegraphierte ſeinem Bruder Leo, der in Leipzig ſtudierte, und mit dem er ſeit jenem Zanke vor ungefähr zwei Jahren weiter keinen Verkehr unterhalten hatte, damit man einander noch einmal ſehe, ehe er einem ſo fremden Lande angehörte.

Am nächſten Mittag gegen zwei kam er in Leipzig an, und hatte die deutſche Sprache aus den Mündern von Schaffnern und Reiſenden ihm ſelbſt in Berlin noch erregend und heiß ans Ohr geſprochen, ſo reizte ihn der ſächſiſche Tonfall dazu, ſich Franzoſe zu fühlen und ſeine unwilligen Gedanken auf franzöſiſch zu formen, wobei ſeltſamerweiſe auch denjenigen ſeine Abneigung galt, deren Ausſehen ihn auf Juden ſchließen ließ. Da feſtgeſetzt war, ſeinen Bruder erſt um fünf aufzuſuchen, beſtieg er, die leiſe ſpannende Erwartung mit Begebnis zu überdecken, am Bahnhof, deſſen großgeſchwungene Halle aus Eiſenrippen ihm ein angenehmes Staunen geſchenkt hatte, eine Straßenbahn und landete ausſteigend dicht bei dem Denkmal, das vaterländiſche Geſchäftigkeit dem Gedächtnis der großen Napoleonsſchlacht gewidmet hatte, und deſſen pomphafte Weihe unmittelbar bevorſtand. Er umſchritt das maſſenhafte Bauwerk mit höhniſch freundlichem Geſicht, er nannte es mit franzöſiſchen Vokabeln ein enormes Nippes, indem er es in der Vorſtellung neben Straßburgs Münſter und Notre Dames Faſſade ſtellte und plötzlich mit bildhaft geſtaltender Sehnſucht die Pyramiden ſah, die auch eine Schlacht Bonapartes ſchweigend überragt hatten, und denen er bald um ſoviel näher wohnen ſollte. Wie losgelöſt von dieſem Erdteil er ſchon ſein mußte, wie entfremdet ſeiner Luft, daß er hier unbeteiligt

ging und ſah wie ein ganz Fremder, ein Japaner vielleicht, und mit Maßſtäben wertete, die nicht hier gewachſen waren! Keine Monumentalität, urteilte er faſt laut, eine rieſenhafte Maſſe Stein ohne die Form des Rieſigen, keine ſchwingende Linie, Brechung überall, Kleinkram, Ornament . . . Der abſtruſe Einfall, zehn- oder elfmal den gleichen Steinritter um die Krone des Werkes zu ſtellen, ſtimmte ihn heiter, und das Ganze ſchien ihm, ausſehend wie der Formkern einer zu gießenden Glocke — war's etwa beabſichtigte Symbolik, kindlich unangebrachte? — grotesk ungemäß dem entſcheidenden Ernſt jener Tage, in denen ausbrechende Völker den letzten Helden niederwarfen, ihn, den er liebte, als ſei er um 1820 geboren. Wie hätten die Damaligen, die Erbauer der Kathedralen, das Andenken einer ſolchen Schlacht gerettet und dem Triumph über ſolchen Feind ein ewiges Merkmal geſetzt? Eine Wand hätten ſie gemauert, eine ungeheure Wand aus rohem Stein, zwei Wände beſſer, einander gegenüber, drei Meter entfernt, hundert hoch, hundert lang; die Decke das Firmament; und von einem mächtigen Querbalken, an einer neunzig Meter langen Kette von Stahl hätte das Haupt Napoleons geſchwebt, gegoſſene Bronze, zehn Meter überm Boden, ſeine Züge unbewegt und ſchön über dem Volk, das zu ihm hinaufgafft; der Durchmeſſer aber dieſes Kriegerhauptes wäre zweiunddreiviertel Meter geweſen, ſo daß es, ſtürzend, alle unter ſich zermalmt hätte, wie Simſon; denn hier in Leipzig, wo die Leute ſchlecht reden, haben ſie's ihm abgeſchlagen. Vielleicht hätte am Ende dieſer Schlucht der Dom der Stadt geragt; damals hatten ſie Seelen und einen Gott, Führer und Größe — heute

aber . . . und er fühlte Sehnſucht nach dem alten Lande, in dem das Leben noch jung war, kriegeriſch, ein Anfang.

Bis fünf Uhr beſah er ſich die anbefohlenen Bemühungen lauwarmer Bürger, einen ſchön gebreiteten Platz durch Löwenhäupter aus goldenem Gips und antikiſche Säulenpaare blaugoldbemalten Holzes auf koſtbare und triumphierende Art klein zu ſchmücken; dann hatte er dreiviertel Stunden lang jenes Geſpräch, von dem er ſich unterirdiſch ſoviel verſprochen hatte: eine mühſame und kalte Unterhaltung über dies und das, ein Hin und Her, zerfahren und faſt blöd, Langweile mit Worten verdeckt, und ſein Bruder ſah älter aber ganz unreif aus, begriff nichts vom Entſcheidenden dieſer Auswanderung, die er obenhin billigte — beide ſchienen gegen Ende das krampfhafte Gähnen nicht mehr bewältigen zu können. Eli ging. Noch einmal gaben ſich die beiden jungen Fremden die Hand, Stirn gegen Stirn gekehrt, ähnlich und ganz getrennt, im kahlen Lichte dieſes wahllos möblierten Zimmers: dann ſchloß ſich zwiſchen ihnen eine Tür aus guten Bohlen. Ein zarter Ekel, in Melancholie gehüllt, zerflog im kalten Hauch der Straße; er lächelte ein wenig, weil er ſich vorher darauf eingeſtellt hatte, den Abend mit Leo zu verſchwatzen — nun mußte er bis zur Abreiſe ſieben Stunden überwinden. Die Anſchlagſäule meldete ihm auf gelbem Plakat für acht Uhr das Konzert eines franzöſiſchen Quartetts, das er in Paris hatte Beethoven ſpielen hören; obgleich muſikaliſch nicht eigentlich ein Kenner, erregte ihn Muſik mehr als ſeine Kühle ſonſt zuließ, gab ihm Bilder und träumendes Geſicht, befruchtete die Tage hinterdrein, und darum ſuchte er ſie liebend. Zwei Stunden bis zum An-

fang verlas er im Café Français mitten zwiſchen Bürgern, geputzten Leipzigerinnen und provinziellen Literaten; der zufällige und affige Name des Kaffeehauſes ward ihm ſinnvoll und genügte, ihm die Einbildung einer weniger feindlichen Umgebung zu ſchaffen. Er floh, als zwei Referendare die freien Stühle ſeines Tiſches mit rückſichtsloſer Verbeugung beſetzten.

Der Konzertſaal, ſo anonym, daß er hernach nicht wußte, welcherfarb ſeine Wände, füllte ſich langſam mit mißratenen Frauen in Röcken und Bluſen ohne Schnitt oder in Kleidern von muffiger Farbe; viele trugen auf kleinen eingedrückten Naſen ſchwarzgerandete Klemmer aus Horn oder Brillen, gefaßt in Nickel. Man ſang von allen Stühlen ſächſiſch; auch die wenigen Jünglinge taten es und entfremdeten ſich ſo alle Sympathie Elis, der alsbald vermittelſt eines heiteren Dekrets anordnete, ſein Platz habe in dieſem Raum nicht enthalten zu ſein und befinde ſich vielmehr auf der Plattform eines Turms, umgeben von einer Atmoſphäre reinen Waſſerſtoffs, atembar ihm allein, den Eindringling aber mit Tod lohnend; und er gab eine Umwelt erſt wieder zu, als die charakteriſtiſchen und bärtigen Antlitze der vier Muſiker ihm vertraut, wenn auch vom andern Ende der Saalecke, und heimatlich auftauchten. Sie ſtimmten, ſie begannen; das Programm des Nachbars beſtätigte: Haydn — eine junge und geballte Muſik, klar gebaut und jubelnd, Singen, das ihm gegenüberſtand wie Wieſen voll von Blumen und Bienen, windbewegt, beſonnt und duftend, er lauſchte lächelnd, innerlich einſtimmend in alles Einfach-Schöne. Ihm fiel ein, daß dieſe Landſchaft ihm bald fern ſein ſollte, aber er blieb froh:

überall ſind elfiſche Götter und Bäume blättervoll. Er trauerte erſt als es ſchwieg; vom Kommenden hatte er ſich nur gemerkt: heutige Muſik, und der Rhythmus eines unbekannten, nicht erinnerten Namens bewegte ſich in ſeinem Ohr; ſein Nachbar hielt das Blatt jetzt unzugänglich, und was am Ende lag an Namen?

Nach Applaus und Pauſe begann's von neuem: und die Muſik griff nach ihm, griff, riß ihn hinein in eine ſtrömende Glut, ſchüttelte ihn. Erſt klang's herb, aber gleich merkte er die Herbheit einer neuen Süße, wie das Grau einer bewegten Straße vor dem geſammelten Blick in alle Farben zerfällt; da iſt brauner Kot und grüner Raſenſtreif, Häuſer weiß und roſa, Menſchen in Dunkelblau und Trambahnen gelblich. Stimmen ſprachen, lockten und verklangen in der Bratſche, auferſtanden triumphierend in den Geigen, angebetet vom Cello, Stimmen warm wie Haut, duftend wie Haar, geſchieden wie Finger, geballt wie Fauſt, wehend und fallend wie Atem und Puls. Es floß; ja ſo fließt es, dachte er aufgerührt, ſo herb iſt's, ſo verworren, ſo neu; er fühlte dumpf das ganze Leben dieſes Erdteils unter dem unabläſſigen Tönen einer kämpfenden Melodie; ſo zieht's einen an ſich und bettet ihn wie das Hören ſelig aufgeregt gebettet iſt in die Vielfalt neuer Harmonie. Da ſteigen Kampaniles in eine perlmuttene Luft, ſie zittern im Spiegelbild von Kanälen und der Lagune; da rauſcht die Mitternacht von den Glockentürmen und taumelt trunken von allen Sternen durch die Wipfel des halbgeleerten Parks; da brüllen tiefſtimmig wie ſchwere Saiten elektriſche Wagen unter dem Aſphalt von Straßen voll trommelnden Gefährts, und die Geige

ſingt, die Geige — der Geiſt ſingt in einſamen Lampen von Petrol und Gas, und das Licht fällt auf Stirnen, die ſich furchen, auf mathematiſche Zeichen und Zeilen von Zahlen, auf Zeilen von Worten gedruckter Bücher, und in den Hirnen bilden ſich die Sätze, die das Logiſche tragen, Erkenntnis, Wahrheit; da ſchweift das Cello im Schwellen auf und ab wie Bogen von Brücken über alle Flüſſe, Brückenbogen aus Stahlnetz auf ſteinernem Fuß, und die Eiſenbahn dröhnt von Ufer- zu Uferland voll Guts und Menſchen, die in Schiffe ſteigen, wie ich in ein Schiff ſteigen will; da meißelt ein Greis am Turm der Arbeit, da kreiſen elektriſche Wellen und werden im Fernſten zum hörbaren Wort und die Geige ſingt, die Geige. Da werfen die Wälder ihr Laub von ſich und ſtehen nackt wie Gerichtete, und Richter mühen ſich überall um neue Gerechtigkeit aus totem Recht, und in den Feldern keimt die Saat. Da ſitzen die Klaſſenbänke reihenvoll von Jugend in abertauſenden Räumen. Da ſtehen bemalte Menſchen Nacht für Nacht vor ſatten Menſchen, und das Wort toter Dichter pocht von Herz zu Herz. Und das Volk rührt verſchlafen Fittiche, die noch raſcheln, die noch nicht rauſchen, und hinter jeder Krankheit ſucht ein Arzt, daß er ſie töte, mit Reagenzglas, Meſſer und Erz, das in Geheimnis ſtrahlt, und die Geige ſingt, die Geige. Von Kanzeln her in halbleere Kirchen ſprechen ſie halbleere Worte vom alten Gott, und die Jungen ſuchen den neuen Gott und das neue Jauchzen. Überall ſind ſie ein wenig Affen und halb voll Scham und etwas müde und ſchnell im Ekel. Aus lebenden Fichten mahlen ſie ſchlechtes Papier, Myriaden Seiten voll toter Worte ſchleudern ſie in den

Tag zu ſchneller Wirkung und ſchnellſtem Vergeſſen. Mit allem zu handeln ſind ſie bereit, Geld zu ziehen aus Geld, rüſten ſie ſich. Metallne Inſekten werfen ſie in die Luft, darauf zu ſchweben, in Schiffe von Metall ſtrömt Gas und ſiehe, ſie fliegen; und die Geige ſingt, die Geige. Da fallen ſie brennend aus dem Raum, da zerſchellen ſie knirſchend auf Gras, aber andere überfliegen das Meer. Ihre Weiſen raten um den Sinn des Seins, ihre Mengen haſten am Leben entlang und die Städte freſſen den Acker; in ihnen ſchnellt die Luft an Mauern und erſtickt in Rauch. Es fließt und flieht, das Leben bricht herein über alle Saiten, ſchlägt kaskadiſch von Geige zu Geige, dauert ohne Pauſe, ohne Ende, ohne Schlaf, ſpringt über Abgründe vom Cello zur Bratſche — nun ſingen alle vier, ſingen Eintracht und Hilfe, ſingen Zwietracht und Gier, und das Herz brennt; auf Oberflächen geht's dahin, blind vor Zweck, und die Frauen erwachen. Jauchzt, Klänge, atmet, ihr Lungen, gebt die Rhythmen der Arbeit, verwirrt die Eile des Vergnügens! und das Echte rührt ſich in achtzig Herzen. Ihre Toten ſcharren ſie in den Leib der Erde, verbrennen ſie in der Seele der Flamme; ſie gießen Kanonen zu Kriegen, aber die Völker lauſchen aufeinander friedlich. Aus den Geweiden der Finſternis ſchlagen die Knappen Kohle, die bunten Feuer entwiſchen lachend den Schloten hingedehnter Hütten. Die Dichter formen neues Schauen aus der Sehnſucht, und über den großen Städten kämpfen Maler um die Einfachheit der Dinge. Bücher flattern überall, es gibt nichts Neues mehr, Worte ſchallen überall, es gibt kein Schweigen mehr, Jagd raſt überall, es gibt kein Langſam mehr. In den großen Städten iſt

jeder allein, aber neue Seelen plagen ſich durch ſieben Häute und werden einander finden, und es fließt und tönt. Da werfen ſie von ſich die Überhelle, da tauchen ſie ſich ins Einfach-Dumpfe, da nehmen ſie Räuſche von Trank und Spiel und Lüſte vom Mädchen der Gaſſen. Da ſind ſie Kluge, Arme und Tiefe, Blöde und Bunte, Einfältige, Dumpfe, da treiben ſie hin, da wehen ſie her, da ſtehn ſie feſt und graben ſich ein, Luſt und Elend, Gier und Pein und die Geige ſingt — —

Das Aufhören der Triebkraft, der Stoß jäher Stille warf ihn aus dem Saal; er ſchritt durch das ratloſe Schweigen der Bürger wie nichts ſehend, und trieb nichts ſehend durch die fremde nächtige Stadt, deren Pflaſter feucht lag von unwirtlicher Luft. Nichts als dies eine Wort Europa war in ihm. Und wenn er vor einer Stunde noch als Verachtender gegangen war, überlegen, weil ſeine wahre Exiſtenz, ſeine Wiedergeburt oder ſein Tod, vor ihm im Zukünftigen ſtand, dieweil unterdes ein dämmerndes Warten ſein Daſein ausdrückte — ein noch im Mutterleib Beſchloſſener, deſſen erſter Atem noch ungeſogen und deſſen Glieder noch ungelöſt ruhten: ſo haſtete er jetzt in brennender Helle, unſicher, geworfen, preisgegeben und ohne Schwerpunkt an Laternen vorbei, an Häuſern entlang, über Plätze, ohne Richtung, ohne Weg. Wenn er lauſchte, vernahm er in ſeinem Innern einen unabreißenden geſtaltloſen Nachklang von Muſik; und dieſes Hinhören in dieſer Stunde hieß: was tue ich, was ſoll ich tun, wie kann ich das alles aufgeben, warum iſt hier meine Stelle nicht, warum ſpricht's denn ſo gierig zu meiner verwandten Seele —Europa, Europa? Gegenwart, warum will ich die Zukunft?

Aber die Sehnſucht und der innere Zwang, allzu zäh gewachſen aus dem Kern ſeines Ich, beharrten. Er fand den Weg zum Kaffeehaus wieder, in zwei Stunden erſt mußte er am Bahnhof ſein. Aber er erkannte jetzt, daß er nur auf Probe in die Ferne ging; nur zur Wahl beurlaubt, nicht endgültig entlaſſen. In der Nähe mußte die Säule ſtehn, die zuerſt von dieſer Muſik gemeldet hatte; er kam nicht darauf, eine der benachbarten, näheren zu beachten und ſtand vor ihr mit dem Gefühl: ein Jahr nach heut werde ich dieſes weſtliche Europa wiederſehen, um im Ernſt zu wählen; und er lernte, um ihn nie zu vergeſſen, den Namen des Muſikers Arnold Schönberg.

Zwei Stunden ſpäter ſaß er im Zug und hörte im Takt ſeines Stampfens das Wort: Oh Wiederkehr! Oh Wiederkehr!

Der Bürgermeiſter

Weiß ſchimmerten ihre Schultern, entblößt über dem grünen Kleid von Seide, und an den ſchmalen Hüften hinab floß ein Überwurf von blauem Flor, der golden ſchillerte: ſo ſtand ſie zwiſchen den Kerzen des Spiegels und bemühte ſich mit bebenden Fingern, ein Perlenband im Nacken zu ſchließen.

„Hilf mir, Paul. Wie ſchlank du heut biſt . . .“ Der Bruder ſtieß den Dolch in die Scheide, die ihm am Gurt hing. Das florentiniſche Kleid, mild rot, mit kurzer Jacke und eng anliegend vom Gurt abwärts, machte ihn geſchmeidig, ſchmal und knabenhaft, bei breiten Schultern. Er faßte die Schweſter bei den Hüften und erſchrak im Augenblick, da er ihren Hals küßte. „Wie du zitterſt! Fühlſt du dich krank etwa?“

Sie wandte ihm das Geſicht zu und er ſah Tränen an den Wimpern hängen.

„Hilf mir, Paul, oder es geht mir ſchlecht . . . Hilf mir, daß Vater mir Geert zum Manne gibt, oder es geht mir ſehr ſchlecht. Ich habe noch ſechs, ſieben Monate Zeit — dann . . .“

Er neigte ſich über ihren Schmuck und ſchloß ihn, aber nun bebten ſeine Finger. Es war eine kurze Weile nichts zu hören als ihr ſchluchzendes Atmen und das Wehen

der Seide, wenn ſie ſich die Augen trocknete. Dann ſagte er mit gefaßter Stimme:

„Ihr wart unvorſichtig.“

„Wir lieben uns allzuſehr. Wir ſind beide jung. Du weißt, er meint es ehrlich.“

„Er iſt mein Freund. Es iſt gut. Weine nicht, Schweſterchen, damit du die Schönſte auf unſerem Feſte biſt. Vater wird einwilligen; wir werden ihn überliſten, ich und Helena.“

„Helena? Sie war ſo lange nicht bei mir . . . Was willſt du ihr ſagen?“

„Alles. Ja, ſie kam nicht her, ich wünſchte es nicht. Der Witwer ſah ſie mit allzu heißen Augen an, und da er mein Vater iſt, ließ ich ſie wegbleiben.“ Er lächelte ein bißchen: „Nun, heut hat die Tochter ihren großen Tag, wo ſie Onkel Hans feiern.“

„Es wird mir ſchwer, daß ſie wiſſen ſoll . . .“

„Seid ihr nicht Freundinnen?“ Sie ſchüttelte ſchnell den Kopf, wie über etwas ganz Törichtes:

„Doch nicht bis dorthin. Und Vater iſt ſo hart . . .“

„Nichts fürchten, kleine Anna; traue mir und deiner Schwägerin; du hältſt für Leichtſinn, was Mut und Leidenſchaft an ihr iſt . . . Sie iſt deine Schwägerin und ſoll bald auch ſo heißen.“

„Ach! Auch ihr. — Und wie wollt ihr ihn fangen?“

„Ich liebe das Unvorhergeſehene, du billigſt nur das Gerade — alſo ſchweig ich. Aber ſicher iſt, daß du froh ſein ſollſt, dieſe Nacht und manche ſpätere. Es wäre ſchade um ſo viel Schönheit und Güte. Komm, gib mir einen Kuß. Holt Geert dich ab? Ich fahre zu Helena.“

„Ach, Paul! Wenn es glückte! ich habe noch immer ſolche Furcht, alle Kerzen brennen mir trübe.“

* * *

Er ließ ſich melden; ihre Eltern ſaßen, wie ſein Vater, längſt im Rathaus. Als ſie beide allein waren, legte ſie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn lange; er hielt vorſichtig ihren Leib, damit er ihr Kleid nicht verderbe: eine gelbliche Seide, in die große blaue Mohnblumen gewebt waren, umzogen von rieſelnden goldenen Flüſſen. Aus ſpitzem Ausſchnitt hob ſich ihr goldener Kopf.

„Du biſt heute noch roſiger als ſonſt und noch blonder, und ſehr ſchön,“ ſagte er zärtlich. „Aber höre, was es gibt,“ und er weihte ſie ein. Ihre großen Augen blickten unverändert und ganz kindlich, während er ſprach, und ſie machte lächelnd einige Schritte; das Kleid ſchmiegte ſich reizend an das Spiel der Glieder. Dann breitete ſie die Arme aus:

„Oh Paul, daß wir alle ſo herrlich jung ſind! Mein Onkel wird mich heut abend ſehr lieb haben. Und wie weit darf ich gehen?“

„Nicht allzu weit, Helena, keuſches Mägdlein! Und ſieh dich vor: der alte Mann iſt manchmal unbeſonnen, beſonders nach Wein.“

„Keine Furcht; er iſt ſchließlich der Bürgermeiſter, der heute meinem berühmten Vater ein Feſt gibt, und die Haltung nicht verlieren darf. Arme Anna! Stets kommt das Unglück über die Guten und Hilfloſen. Uns beiden ...“

„Ja, du biſt gewitzt ...“

„In einer Lehre, wie der deinen! Weißt du, Floren-

tiner, daß ich dich heute Paolo nennen möchte, oder beſſer noch Nicolo, mein liebſter Machiavell!"

„Bleiben wir lieber bei Paul, und gehen wir."

* * *

Das Pflaſter der Straßen war noch immer warm von der Hitze des Junitages, man konnte darauf liegen, und manche taten es, Kinder und junge Burſchen, obwohl die Sonne ſchon vor einer Stunde getaucht und alles voll Abend hing. Der Himmel ſtand tief durchſichtig über dem Rathausplatz, rätſelhaft und zauberiſch erhellt von der fernen Mitternachtsſonne, die, ſelbſt nicht ſichtbar, ein Licht ohne Quelle über die Stadt goß, eine weißliche Helle über der der Nordhimmel ſich türkiſiſch ſchloß. Die Paläſte um den Platz ſchnitten ſich ſchwarz in ſein grünlich leuchtendes Blau, und ihre Fenſter, rötlich entflammt, ſtarrten wie eckige Augen auf alle Menſchen. Auf dem Platze tanzte das Volk, es ſtrömte durch die Straßen ein und aus; alle Wagen hatten langſam zu fahren und die elektriſchen Bahnen durften heute ihre Schienen nicht durcheilen: die Stadt, das kleine Land, das ganze Volk gaben dem berühmten Sohne, der als erſter in Wahrheit den Nordpol erreicht und die heilige Flagge der Heimat inmitten des Eiſes gehißt hatte, das Feſt der weißen Nacht, Johannisnacht und Sonnenwende. Nur ein einziges Feuer brannte auf dem weiten Platze, mit der Nachthelle kämpfend: in erhobener Schale eine donnernde Fackel brennenden Gaſes, deren Toben mit dem Lachen und den Stimmen aller Menſchen, dem Ziſcheln windbewegter Bäume und dem Singen der Geigen zu einem erregen-

den, gleichſam ſiedenden Rauſchen zuſammenfloß, ſtetig wie der Atem des Meeres, das drüben im Hafen an die Mauern ſchlug.

In dem vertieften Raum vor dem Rathaus, zu dem man einige Stufen hinabſtieg, ward jedermann Früchte, Getränke und kalte Speiſen gereicht; ſie ſtanden vor den langen Tiſchen ohne Gier, und die Geſättigten machten den anderen Platz, die ohne Drängen heranzogen, Ströme von geſitteten Menſchen. Die Geladenen ſtiegen die breite Treppe empor, traten durch das Portal, über dem der bronzene Biſchof thronte, der einſt dieſe Stadt gepflanzt, und befanden ſich in dem erſten Hofe, der überaus weit und hoch oben mit Glas überdeckt, eine Feſthalle ſchuf für Tauſende von Gäſten. Sie war erleuchtet; ihre weißgrün bemalten Wände glänzten wie eben entſtanden, von den Galerien hingen Fahnen herab mit den Wappen aller Städte des Landes, und über die Brüſtungen waren Teppiche des Orients gebreitet, rot, ſchwarz und blau verſchränkt. Auf den breiten geſchnitzten Bänken von dunkelbraunem Holz ſaßen im Glanze aller ihrer Orden die geehrten und älteſten der Gäſte hinter weißgedeckten Tiſchen, die von Blumen und Kriſtall blinkten, und tranken einander mit ihren Kelchen zu, über den ſchwarzen Feſtkleidern den Venezianer Mantel von grüner oder ſchwarzer Seide. An der einen Längsſeite, mitten unter dem beſten Adel und den bürgerlichen Patriziern, umgeben von den Würdenträgern der Stadt, ſaß aufrecht und ſchlank der König, in der roten Uniform ſeiner Garde, und blickte lächelnd auf all die jungen Menſchen, die durch die Halle drängten, in allfarbig bunten Gewändern und heiß von

der Luſt des Feſtes, die die Treppen hinaufſtreben durften, durch die Galerien ſchlendern, in den dunklen kühlen Korridoren weilen und im Saale oben tanzen oder im zweiten Hofe, im dämmerigen Garten verſchwinden, in dem der Himmel blau ſtand und die Brunnen redeten. Er fühlte ſich jung wie ſie und ſaß freundlich und höflich zwiſchen den beiden Greiſen, dem gefeierten Forſcher, dem man ſchließlich einen weißen Seidenmantel mit Kapuze umgenötigt hatte, aus dem ſein Bart wie eine gelblichweiße Welle hervorſprang, und dem Bürgermeiſter.

* * *

In der feierlichen Tracht ſeines Amtes ſaß er da und ſah geſammelt und mit ruhigen Blicken auf das bunte und frohe Treiben, ein breiter Alter in ſchwarzem Tuch, Pelzwerk und einem ſchneeweißen gefalteten Kragen, der den Kopf wie ein Teller trug; ſein Samtbarett lag wie ein ſchwarzer Vogel auf dem weißen Tiſchtuch dicht neben einem Strauß blutroter Roſen. Sein Geſicht trat groß und rotbraun aus all dem dichten Weiß vollen Haares und des Bartes, der rechts am Munde vom Rauchen gelb gefärbt war wie die goldene Ehrenkette auf ſeiner Bruſt. Sein Vetter und er hatten die gleichen grauen Augen, klein unter ſtarken Brauen, und das gleiche Kinn, nur verriet ſeine Farbe mehr Blut in allen Adern. Da der König in Schauen ganz verloren ſchien, erlaubte er ſich einen Augenblick Nachläſſigkeit und lehnte ſich in den Seſſel rückwärts, ſein Glas füllend — zum achten oder neunten Mal? Er wußte es nicht, auch ſpürte er keine Wirkung auf ſein Gemüt. Seine Blicke ſtreiften

gleichgültig die große Statue Johannes des Täufers, die man aus der Glyptothek geholt und ihm gegenüber aufgestellt hatte, als Patron der Nacht: eine große nackte grüne Bronze mit schreiendem Antlitz — dann senkten sie sich hinter halbgeschlossenen Lidern auf die Schar der Glücklichen, die von Eingang zu Ausgang strömten. Er haßte sie allesamt, weil er alt und noch voll von lebendigem Blute war, schwer von langem Leben und mit wachen Begierden in der beengten Brust. Er hätte sie mit Fäusten und den noch mächtigen Armen an sich pressen mögen und sie so erdrosseln, ersticken, erwürgen, sie alle, die nach Lust und Jugend rochen, und gierig den Duft ihrer Leiber einsaugen und sich davon nähren. Sein Herz hämmerte schweren Schlag. Seine Augen mußten alle diese Mädchen sehen, geschmückt, heiß vom Tanz, am Arme alberner junger Menschen mit den äffischen Mienen Glücklicher; alle diese nackten Schultern, diese Kehlen, diese Arme; diese Leiber, die unter dem Glanz der Kleider rosig lebten. Er ballte die Fäuste unterm Tisch, sein riesiger Leib streckte sich, er verbiß ein Stöhnen und preßte die Lider schmerzend aufeinander. Als er sie öffnete, setzte er sich mit einem Ruck zurecht: er erblickte Helena. Sie kam mit den anderen auf ihn zu, sie, die er begehrte und liebte mit einer Greisenliebe hart wie Haß.

* * *

Sie lachte ihm schon von weitem zu und winkte, indem sie die Hände über allen Köpfen schüttelte; sie vergaß die Nähe des Königs und bat mit einer schmeichelnden Kinderstimme und weitglänzenden Augen. Auf ihren lichten

Schultern ruhte der Liebreiz, die Schönheit und die Jugend des ganzen Festes.

„Du mußt mit mir tanzen, Onkel, ich bitte dich!“ Und Paul gab sofort eine nähere Erklärung:

„Man will Polonäse durch das Rathaus machen und du sollst führen, Papa.“

Der Bürgermeister streifte seinen Sohn mit einem verachtenden Blick und wandte sich zum König, ob Majestät erlaube, ihm die jungen Leute zu präsentieren? Aber der König erlaubte es nicht nur, er wünschte es vielmehr dringend, er bat darum, und sogleich wandte er sich mit einer Frage an eines der Mädchen — nicht an Helena, deren Ungestüm ihn vielleicht ein wenig verstörte, sondern an die sanftblickende, schwarzhaarige Anna — mit der Frage, wie sie sich unterhalte. Dann erklärte er aus freien Stücken seine Bereitwilligkeit, an dem Rundgang teilzunehmen — und nach diesem Worte wagte der Bürgermeister nicht mehr, zu zögern oder sich zu weigern. Er fürchtete den Tanz, Helenas Nähe und sein Blut, er wußte, daß die Prüfung grimmig an ihm reißen würde: dies schimmernde Geschöpf dicht neben sich, und ihren nackten Arm an dem seinen, und neben ihrer Hüfte sein Schritt. Der König bestand darauf, nicht zu führen; das gebühre dem Hausherrn, und er wisse herzlich schlecht Bescheid in den Gängen; er begnüge sich mit dem zweiten Platz. Danach richtete der Bürgermeister sich schweigend auf und nahm den Arm seiner Nichte, die sich blond und zierlich an den großen Greis schmiegte. Der König legte freudig und erlöst seinen Arm in den Annas; Paul fragte: „Und du, Onkel Hans?“ Der Gefeierte weigerte

sich aber — wenn Majestät erlaube — auch nur einen Schritt vom Platze zu tun. „Wir werden an Ihnen vorbeidefilieren," lachte der Herr, und während sich viele Paare anschlossen und die Bequemen an den Tischen Heil riefen, staunten und sich freuten, begab man sich hinauf in den Saal, wo der Zug seinen Anfang nehmen sollte. Paul blieb hinter dem leeren Stuhle des Vaters stehen, neben seinem blonden Freunde Geert, den der Bürgermeister dem König vorzustellen wohl vergessen hatte.

* * *

„Bist du böse, Onkel Hans, wenn wir uns das von der Treppe ansehen?"

„Geht nur, Jungens," antwortete er, und die beiden gingen.

Er saß fast allein an seiner Tafelseite; viele von den Älteren waren dem Könige gefolgt. Er war froh, einsam zu sein und ein wenig aufzuatmen. Erfreulich, so geehrt zu werden — aber er vertrug so viele Menschen noch nicht recht und so lautes Treiben; noch hing ihm im Ohr die große kalte Stille. Nun saß er hier, alt und ein wenig mürbe, im Frack und weißem Seidenmantel, Orden auf der Brust und Wein vor sich, Blumen, viel Licht . . . Wie sonderbar es einem erging. Er dachte an seine vier vergeblichen Reisen, nach denen man ihn immer enttäuschter aufgenommen hatte, sein Vetter am kältesten . . . und dann versuchte er es eben zum fünften Male. Er dachte an den Winter im eingefrorenen Schiff, der die Butter in gelben Marmor verwandelte, das Öl im Faß zu einer Walze von Bernstein und das Fleisch

in rotes Holz, das man mit Beilen bekämpfte; und an das Haus, das ſie ſich aus Preßkohlen bauten mit Waſſer als Mörtel, der ſogleich gefror. Dann platzte das Eis und ſie dampften vorwärts, nordwärts; ließen das Schiff im Eiſe und ſetzten ſich in die Schlitten, vor denen die Hunde bellten. Er dachte an die Gefährten, mit denen er manchen Tag nicht mehr als zehn Worte ſprach und an die Nächte im Schlafſack. Er dachte daran, daß er einen Monat lang nicht aus den Pelzen gekommen war, ungewaſchen, daß ſie von Zwieback, Fett, Zucker und Schneewaſſer gelebt und mit eiſigen Fingern, trotz aller Handſchuhe, die Inſtrumente bedient und die Breite gemeſſen hatten. Vorwärts, nordwärts — und dann hißten ſie eine bunte Flagge mitten im beſonnten Schnee auf einem Hügel, den ſie ſchaufelten, und begruben Dokumente in metallenen Flaſchen. Sein Herz war ſtark, denn es war damals nicht zerſprungen. Und dann zogen ſie zurück — und er erinnerte ſich trauernd der Hunde, der braven mageren Tiere, die ſie ſchließlich hatten töten müſſen, zur Nahrung.

... Ach ja, nun kam ja wohl der Feſtzug, ihn zu ehren, und er mußte wohl aufſtehen und den König grüßen ...

* * *

Knaben voran mit Fackeln, und Muſiker, die mit Geigen, Flöten und Oboen Polonäſe ſpielten, aus einer vergeſſenen, deutſchen „Fauſt"-Muſik: dann der Bürgermeiſter, neben deſſen ſchwarzer Tracht Helenas Gewand winkte, gelblich, ſchwarzblau und golden; und der König, der vor dem greiſen Helden ſalutierte, neben Anna, der das Lächeln

ſchwer wurde — und hinterdrein alle die Paare, all die jungen lockenden bunten Paare ... Sie umkreiſten den Saal und neigten ſich vor dem Alten, der dort ſteif aufgerichtet ſtand und dankte, dem nackten Täufer gegenüber, deſſen einſames grünes Antlitz über die Geſchmückten hinſchrie, hoch oben von ſeinem Sockel, und den niemand ſah; aber ſie hatten ihn vergeſſen, noch ehe ſie den Saal verließen und Zärtlichkeit und Freude am eigenen Glück leuchtete in den Augen und ſprach aus den Lippen hinein ins Schreiten der Muſik. Sie ſtiegen die Treppen hinauf und ſchlenderten durch die Galerien, durchzogen in zwei Zügen die Korridore, an deren Enden ſie ſich trafen und freudig wie nach langer Trennung begrüßten, ſie ſtiegen hinab in den Hof, in dem der Himmel nachtblau ſtand und die Brunnen redeten, und durchzogen alle gebogenen Wege des kleinen Gartenhofes: die Fackeln rauchten und warfen rote Lichtflecken auf Paare, die im Graſe ſaßen oder auf Bänken, und ſich nur rührten, indem die Frauen das Geſicht an der Bruſt des Mannes verbargen.

Helena, ganz vorn und ſtets im Licht, hörte nicht auf vor Übermut zu lachen, ein Lachen, das wie Jauchzen klang. Beſtändig waren ihre Augen zu dem Greiſe erhoben, an den ſie Arm und Schulter ſchmiegte, beſtändig trafen ſie ſeinen ſchweren glimmenden Blick, der auf ihr laſtete. Sie ſtreichelte ſeinen weißen Bart und begrub in ihn ihre kindliche Hand; ihre roten Lippen regten ſich ohne Müdigkeit und liebkoſten ihn mit kindlichen Worten:

„Wenn du wüßteſt, wie froh ich bin, Onkel! Und ſo ſtolz, mit dir zu gehen! Zu denken, daß der König hinter dir hermarſchiert und wir den Vortritt haben!“

„Schweig," ſagte er leiſe, ohne Ton und Härte.

„Und trotz Anna hab' ich den ſchönſten Ritter. Niemand, ſelbſt nicht Vater, iſt ſo groß und ſtark wie du und hat einen ſolchen Bart wie du; er iſt von weichem Silber. Nicht wahr, du kannſt mich mit einem Arm hochheben, bis mein Mund an deinen reicht, mit dem linken; ich bin ja ſo leicht."

„Schweig."

„Laß mich doch reden, ich bin ſo glücklich! Fühle einmal, wie mir ſchaudert; mich friert im Freien ein bißchen. Darf ich mich in deinem Mantel wärmen? Leg einen Zipfel um meine Schulter, Onkel, das darfſt du ſchon, nicht wahr?"

„Ich bitte dich, ſchweig!"

Aber er legte, unter dem Mantel, ſeine heiße Hand um ihre nackte Schulter. Er zitterte und ſeine Stirn ſchien braunrot unter den weißen Haaren.

• • •

Zwei junge Männer ſtehen müßig oben am Geländer der Treppe des zweiten Stockwerks, und ſehen unter ſich den langen ſchimmernden Märchenwurm heranziehen: er wird noch dieſe Stufen heraufkriechen, tönend und blinkend, auf der anderen Seite hinabſteigen und im Tanzſaal zerreißen, in alle ſeine einzelnen Glieder auseinanderſtieben, die luſtvoll kreiſend im Walzer wirbeln wollen, rund um den Saal, wie Irre. Sie wechſeln ſpöttiſche und heitere Bemerkungen über jedermann, über den Bürgermeiſter wie über den König, der ſo zärtlich ſeinen roten Ärmel an Annas grüne Seide drängt . . . Sie wollen beide über-

legen ſein und ihre Einſamkeit mit Geiſt verbrämen, der rote Florentiner wie der blonde Ritter im langen veilchenfarbenen Wappenrock, und es gelingt ihnen beinahe ... Aber ihre Herzen ſind wenig bei der Sache, und wenn Geert Sehnſucht nach Annas Augen fühlt und die Demütigung nur tief unten nagt, die ihm der Bürgermeiſter angetan, ſo bezwingt Paul mühſam ſeine beizende Eiferſucht und dieſe uneingeſtandene angſtvolle Unruhe: er hat den Blick geſehen, den ſein Vater auf Helena glimmen läßt, immerfort, immerfort ... Und ſie fühlte ſich allzu glücklich neben ihm, ſtellte ſich nicht ſo, w a r e s ... Die Muſikanten, wie Herolde gekleidet, nähern ſich dem Fuße der Treppe, den die Fackelknaben ſchon beſchritten haben: was gibt es? Helena drängt an ihnen vorbei, eilt mit gerafftem Kleid voraus, hinauf, iſt im Nu bei den beiden, atemlos, ſtrahlend und heiß:

„Paulchen, lauf! In die Garderobe! Im Mantel deines Vaters das Schlüſſelbund, ſchnell!"

„Helena, bleib! Ich bin toll nach dir!"

„Später! Majeſtät will aus den goldenen Pokalen trinken! Schnell! Jetzt verſuch' ich's, es glückt! Ich darf mitgehen, ſie tragen!"

„Aus den Pokalen des Zaren?" Halt, nein, genug! Anhalten ſeines Herzens bedeutete dieſer überflüſſige Ausruf; aber er traute ſich nicht, und durchſchaute beides qualvoll.

Sie antwortete durch Nicken; ſie hatte nur wenige Schritte abwärts zu eilen, denn ſchon drängten die Fackelträger die beiden an das Geländer, die Klarinetten ſchrieen ihnen in die Ohren, der Zug langte oben an.

„Paul!“ Der Bürgermeiſter jagte den Sohn mit einer Geſte des Kopfes, einem Heben des Kinns die Treppe hinab in die Erfüllung des Auftrages.

„Wohin bringen?“

„Schlüſſel vier in die Tür meines Arbeitszimmers ſtecken. Wird es?“

• • •

Die beiden jungen Leute liefen ſchon: die Treppe hinab, noch eine, einen Korridor entlang, durch die Halle ins Treppenhaus des Eingangs, wo die Überkleider lagen. Stumm vor Haß riß Paul das Schlüſſelbund aus der Manteltaſche und ebenſo wortlos liefen ſie wieder hinauf. Sie fühlten ſich erniedrigt wie von Schlägen, ohne Widerſtand und eigene Seele, in dieſer Erfüllung des Befehls waren ſie nichts als Gehorſam und Grimm darüber. Des Zar-Befreiers koſtbare Pokale ſtanden in einem feſten Schrank im Empfangszimmer des Bürgermeiſters. Geert leuchtete mit einem Zündholz, während Paul den Schlüſſel ins Schloß ſteckte; dann gingen ſie langſam zurück durchs Dunkel.

„Wohin? In den Saal zum Walzer? in die Halle zu deinem Onkel?“

„Nein. Ich will mir im Garten den Kopf kühlen, die Hände ein bißchen in den Brunnen halten.“

Sie traten hinaus, atmeten tief und gierig und ließen ſich im Dämmerlicht das Waſſer auf die Hände fallen, das ein ſitzender Bär aus dem Maule ſpie, hoch hinauf und herabfallend auf ſein ganz naſſes Fell von Bronze. Im lichten Blau ſtand ein einzelner Stern. Vom Turme

ſchlug die Uhr dreimal, ein Glockenſpiel begann zu ſingen: aber nach neun Tönen brach die Weiſe qualvoll ab.

„Dreiviertel zwölf?"

„Ich finde, dein Vater behandelt mich hinreichend ſchlecht."

„Dafür behandelt dich ſeine Tochter ganz gut."

„Süße Anna! Haßt er mich denn? Warum nur?"

„Haſſen? Ach nein ... Er verachtet dich bloß, mein Lieber, uns alle. Wir ſind ihm zu wenig, Zwerge."

„Aber mich allein beſchimpft er."

„Dafür wirſt du ſeine Tochter heiraten. Gib mir deine Streichhölzer." Wer biſt du denn, Menſch, daß ich dies wage, für dich?

Geert befeuchtete Stirn und Schläfen und die angeſtrengten Augen, dann ſagte er aufatmend:

„Ja, das werd' ich. Jetzt muß er mir Anna geben."

„Muß?" Das aufblitzende Feuer riß Pauls Geſicht aus dem Dunkel mit weit offenen Augen; die Zigarette brannte und es verloſch.

„Hat ſie dir nichts geſagt? Laß mich auch rauchen."

„Und du glaubſt, er werde deshalb ..." Der Schreck machte ihn verſtummen: das unſinnige Spiel überflüſſig! Das Wagnis überflüſſig, das ihm die Bruſt mit Qual füllte und das Hirn mit glühflüſſiger Eiferſucht ...

„Es gäbe einen Skandal. Nein, er wird ſehr toben — — arme Anna! und am Ende ſich beugen."

Allein Paul konnte nicht zugeben, daß ſeine Leiden ſinnlos waren: er mußte widerlegen, was er innerlich entſetzt bejahte, widerlegen auch vor ſich:

„Mein Vater ſich beugen? Du kennſt den Witwer nicht:

er wird Anna nach Deutſchland ſchicken, nach Frankreich, irgendwohin, und ſie nach der Reiſe verheiraten; und dich, mein Lieber, wird er aus dem Hauſe werfen laſſen."

Er fand ſich ſonderbar erleichtert; ſein Grund überzeugte ihn für den Augenblick, weil er Geert ſo ſtark traf. Der ſenkte den Kopf und fragte bedrückt:

„Und wenn ich Skandal mache?"

„Lieber Geert, daß du kein Wort ſagſt, Anna zugrunde zu richten, wird er wohl noch vermuten können . . ."

Sie gingen ſtumm einige Schritte hin und her, dann ſagte Geert aus beengter Bruſt:

„Hoffentlich hat Helena Erfolg . . ." und er warf die Zigarette fort, die er ſoeben begonnen hatte zu rauchen.

„Ich denke doch. Sollen wir nach ihnen ſehen? Der Walzer muß längſt vorbei ſein."

Sie gingen. Aber Paul wollte von Helena keine Auskunft: ihr befehlen, das Spiel abzubrechen, wenn es ſie gleich entzückte. Denn er litt ja nur, weil ſie ſo viel Genuß davon hatte . . . Daß dieſe Einfältigen, dieſe Geerts, oft ſo genau wiſſen! Der Bürgermeiſter hatte Feinde; überall im Auslande lebten Landsleute, die eng zuſammenhielten: wie leicht konnte Verdacht entſtehen, wie ſehr möglich dann die Entdeckung! Oh, er wollte geſchickt ſein, er würde ſehr geſchickt ſein, vorſichtig, zäh und ſanft! Annas Not war faſt vergeſſen, jedenfalls unwichtig: es ging um Helena. Hatte er nicht vorhin ſeine verteidigenden Worte „Mut und Leidenſchaft, nicht Leichtſinn" ſelbſt geglaubt? Leichtſinn! ſchrie's jetzt in ihm; plötzlich hineingeriſſen in das Spiel, das ſtärker war als er, eilte er bebend und kämpfend treppauf, beſiegt ſchon, weil er nicht

mehr leitete. Seine Blicke gruben ſich wie Sonden durch die lichte Halle: der König leuchtete rot neben Anna und Onkel Hans, zu dem er gerade ſprach; er ſchlüpfte biegſam und lächelnd trotz ſeines jagenden Herzens durch die Menge: er ſah ſie nicht ... Seine Angſt ließ ihn jede Form vergeſſen: „Vergebung, Majeſtät: Anna, wo iſt der Vater?"

Aber der König, jung und fröhlich, nickte ihm zu und geruhte ſelbſt zu antworten:

„Ihr Vater holt uns die Becher."

„Allein?" fragte er Anna unbemerkbar dicht am Ohr; und heiter zum Monarchen: „Majeſtät unterhalten ſich."

„Nein. Helena darf ſie tragen." Ohne ſicher zu wiſſen warum, erblich er völlig, und dem Mädchen fröſtelte es in der Hitze des feſtlichen hellen Raumes.

* * *

„Weine nicht, Kind! Süße Helena, weine nicht!"

Die beſchwörende Stimme des knieenden Mannes hallte im dunklen Raum, der von der großen Gasfackel vor den Fenſtern mit wirbelnden Lichtern gefleckt wurde.

„Weine nicht, ich bitte dich, weine nicht!"

Sie ſchluchzte nur noch, die da im Sofa lehnte, den Kopf auf dem Rückpolſter. Die völlige Vernichtung des Mannes vor ihr fühlte ſie mit Glück und Erbarmen. Sie nahm die Hände vom Geſicht und beugte ſich leicht vor:

„Sei nicht ſo traurig," ſagte ſie gütig, mit noch unſicherer Stimme, „und kniee nicht vor mir." Sie wollte ihn Onkel nennen, aber es ſchien ihr unpaſſend.

„Doch," ſagte er, „doch". Er faßte nach ihren Händen und begrub ſie in ſeinem Barte mit inbrünſtigen Küſſen.

„Verzeihe mir, Helena, verzeihe mir.“ Eine laue Träne fiel auf ihren Unterarm. Sie erſchrak im innerſten Herzen entſetzt und ſelig: er weinte, er! „Um Gottes willen, nicht weinen, Lieber, Lieber, nicht weinen!“

Er ſtand jäh auf und wandte ſich ab, die Augen, dieſe raſenden Augen zu trocknen; ſein weißes Haar tauchte in den roten Glanz, wie er gebeugt beim Fenſter ſtand. Eine Minute lang rührte ſich allein das Knattern der Flamme und das Geräuſch des Volkes durch die geſchloſſenen Scheiben. Beſinnen, rief er ſich zu; es galt, wieder zu Sinnen zu kommen, Rechenſchaft abzulegen. Als Richter und Verwerfender, als ſtrenger Verächter bisher durch die Menge geſchritten zu ſein, den Kopf hoch über ihr: und nun? „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“...? Seine Welt war die Welt vor dem Ausſprechen dieſes Wortes, jetzt wie einſt. Mit beherrſchter Stimme ſagte er dann:

„Ich werde dich heiraten, Helena.“ Und ſie entgegnete ſofort, mit ganz kindlichem Tone, leiſe und erſtaunt:

„Aber ich will dich gar nicht heiraten, Onkel, ich will Paul heiraten!“ Sie dachte ängſtlich: Wenn er's erführe, der ſchlanke Liebſte? Aber ſah ſie ihn nicht überlegen und ſo ſehr klug, ſtets lächelnd über die Bedenken der Bürger? Ach nein, es hatte nicht viel auf ſich, dies...

„So,“ ſagte er, „Paul.“ Zuchtloſigkeit und Frevel: brach dies aus ihm? Er begriff nicht, der jetzt vor dieſem Mädchen erſchüttert ſtand und ſann, den Mann, der noch vor einer Viertelſtunde von Mächten des dumpfen Blutes ins Feſſelloſe geſchleudert raſte. Gab es hier drei Ichs, eines, das das Werk ſeines Lebens geleiſtet und in Strenge

von jedermann das Äußerſte gefordert hatte, eins, das dieſe Tat hier lebte, eines aber, das ſie richtete? Spalte, unüberſchreitbar, Riſſe gingen durch ſeine Welt von oben bis unten. Er verlor ſich im Anblick jenes erſten Stolzen, der eine Stadt allein auf den Schultern gehoben hatte hoch über das ganze Land, und vergaß faſt das Mädchen, deſſen Blick noch beträ̈nt an ihm hing. Als er zu lange ſchwieg, mahnte ſie ſanft:

„Es iſt doch viel natürlicher, nicht wahr? Ich könnte doch faſt dein Enkel ſein mit meinen neunzehn Jahren. Und wir beide haben uns lieb.“

„So,“ ſagte er, „ihr habt euch lieb.“ Ah, er verſtand ihn noch, den Glorreichen. Ja, dieſe beiden Bürgermeiſter glitten im Anſchauen zu einem zuſammen: er hatte geleiſtet, und jetzt richtete er wieder wie je — den andern, den Fremden, der aus Zucht und Gewalt des Selbſt geſprungen ſich verging. Er reckte ſich: ſeine Welt war einfach wiederum, und er ihr Meiſter.

Und nun galt es: ſie holte tief Atem und ſagte dann leicht:

„Und damit die Leute nicht reden, denn Paul iſt ja noch jung“ . . . Sie traute ſich noch nicht recht: wenn er Verdacht fand? Was geſchehen war, hatte niemand gewollt. Sie würde Paul lieber doch nur von vielen Küſſen berichten.

„Sprich doch,“ ſagte er tief und leiſe. Er lächelte faſt: er, der hier zuhörte und redete, fand ſchon wieder den Zügel der Dinge in ſeiner Hand . . .

„Ich kann nicht ohne Anna glücklich ſein, Onkel, ich bin ihr zu gut. Laß uns zuſammen Hochzeit halten, mich mit

Paul und ſie mit Geert. Du weißt, die beiden haben ſich auch lieb, und ſie leidet ſehr."

„. . . Weiß ich."

„Dann kann niemand reden, nicht wahr? Verſprichſt du mir's?" Und ſogleich ſagte er einfach: „Ja".

Triumph wie ein Schrei kam in ihr auf, erfüllend, heiß. Sie wollte ihn küſſen, aber er wehrte ſie ſanft ab.

„Nimm die Becher und komm."

Wenn man fragen würde, warum ſie länger ausblieben, würde er von Dunkelheit lügen und von Streichhölzern, die er hatte holen müſſen, denn die Pokale waren koſtbar. — Nun würde er alſo noch lernen zu lügen, wie ein Feigling. — Es war ſo völlig gleichgültig, wen ſeine Tochter heiratete; mochte ſie mit dem Laffen glücklich werden. Dies Kind, Helena, hatte ein gutes Herz. Da ſie den Sohn wählte — um ſo beſſer. Dieſem Menſchen Rechenſchaft ſchulden? Welch ein Einfall! Ein anderer ſtand richtend vor ſeiner Tat: er ſelbſt. Richter der Menſchen: was verdiente der Irre, der Freche, der eine heilloſe Hand hob wider den Baumeiſter ſeines Werkes und dieſes Lebens Schöpfung? Seine Zähne knirſchten aufeinander. Er hatte verdient, zu ſterben: weg mit ihm! Und der andere verſchwand, es gab nur noch einen: ihn ſelbſt: Der Riß ſchloß ſich. Er gab ſich noch vierzehn Tage Friſt.

„Wenn ſie fragen, Onkel, wo wir geblieben ſind, werde ich ſagen, ich hätte mich am Knie geſtoßen und geweint. Du ſollſt nicht nötig haben, zu lügen."

* * *

Nun ſaß er wieder aufrecht an ſeinem Tiſche und ſah mit hellen Augen dem Feſte zu, das glanzvoll gipfelte Es ſchien ihm plötzlich unſäglich liebenswert und rührend und gleichzeitig nahegehend und weit entfernt von ihm. Er fühlte ſich erneut, als habe er im Strom gebadet, während es donnerte, und atmete nun, ein Gereinigter, die gekühlte und glashelle Luft nach dem Gewitter. Ja, ihm war ſo leicht zumute, daß er ſich ähnlicher Unbeſchwertheit kaum entſann. Wohl war er von ſeinem Frevel ſogleich aller Selbſtherrlichkeit beraubt worden, in die Hand eines kleinen ſüßen Mädchens gegeben, das ſeine letzten Jahre abſchnitt, ſeine Pläne umwarf, und das ihn hatte vor Lüge bewahren können. Und der Blick zwiſchen ſeinem Sohne und ihr, das erlöſte Aufſtrahlen in den Augen ſeiner Tochter, ein Nicken und Händedruck hatte ihn gelehrt, daß irgend etwas an dem Ereignis willkommen, vielleicht geplant war. Unendlich fern von ihm, ganz weſenlos lag die Welt, in der er derlei ſichtete. Er würde die Kinder dieſer jungen Leute nicht erleben, und ſein Werk ſtand feſt — unantaſtbar durch Söhne oder Enkel leuchtete Macht und Glanz ſeiner Stadt wie eine Krone über dem Lande: der König hatte kommen müſſen, ſie zu ehren. Vielleicht wurden es Menſchen mäßiger Art, vielleicht auch brachte Helena ihrem ſchmalen Manne einen Erſtgeborenen von eigenem Wuchs — mochte ſein, was da wollte. Er brauchte ihnen nicht zu verzeihen, nicht einmal ſich ſelbſt— ſo gerechtfertigt und durchſichtig ſah er alles vor ſich und ließ es gut ſein, während er ſich gelaſſen entfernte. Wenn Schuld den Schuldigen beugte und zerdrückte, ſo hatte er keine auf ſich: denn er ſpürte eine Erhobenheit in ſeiner

Bruſt, die glücklich machte. Sein Urteil war geſprochen, es klang gerecht und gut, und er fand ſich entſühnt, jetzt ſchon. Noch vierzehn einzelne Tage würden kommen, beſtehend aus Morgen, Abend und Nacht, voll von Atmen, Schauen und notwendiger Arbeit — und in der Nacht des letzten eine letzte Flaſche Wein, und im kleinen Rund des letzten Glaſes der Tod.

Er blickte um ſich, hell und heiter, ganz ohne Abſchied und übertriebenes Gefühl, und ſah, als ſähe er ſie zum erſten Male, über den Köpfen der Freudigen die Bildſäule des Täufers ſteil aufragen, des Patrons der Nacht: nackt und bronzegrün, mit einem Körper ohne Fleiſch und ſchreiendem Antlitz, ſchreiend vom Leid der Menſchen und der Inbrunſt, ſie zu retten. In ſeinem Daſtehen war ein gewaltiges Schreiten der gehenden Beine: ihm dünkte, er käme gerade auf ihn zugegangen und auf ihn allein von allen dieſen — die Welt, die nicht richtete, weil ſie liebte, grüßte die andere, die gerecht richtete, weil ſie die ſchmerzliche Laſt trug, Ordnung und Geſetz zu bauen über dem Chaos und den Trieben. Da durchglühte ihn ein heißes Steigen von Stolz, daß er allein auserleſen ſei, und vielleicht war dies ein Gleichnis des ganzen Lebens der Schöpfer, des Leids über der Luſt der Menge, das für ihn hier aufgeſtellt worden war, um ihn zu ermutigen und ſein Los zu billigen. Er richtete ſeine Augen ſcharf und frei in die fernen Augen aus Schatten und grünem Metall, und hob ihm mit unmerklichem Gruße das Glas entgegen, ehe er trank.

Digitized by Google

Arnold Zweig

Geſchichtenbuch

Einband von Felger

Urteile der Preſſe zur erſten Auflage

Zeitſchrift für Bücherfreunde, Leipzig: Aus der nicht geringen Zahl ſtarker Erzählertalente, die unſerer jüngſten Literatur ſeit einigen Jahren wieder ein erfreuliches Gepräge geben, ragt vielleicht am anſehnlichſten Arnold Zweig hervor ... Das aus zwölf Novellen verſchiedenſter Stoffgebiete zuſammengeſtellte „Geſchichtenbuch" iſt noch lebhafter im Ton, farbiger in der Erfindung, mannigfaltiger in den Stimmungen. ... Von beſonderem Reiz ſind Arnold Zweigs Mädchengeſtalten, meiſt Töchter „aus gutem Hauſe", die ſich mit dem Selbſtbewußtſein einer überlegenen Perſönlichkeitskultur dem Geliebten hingeben und ihn ſich eben dadurch unterwerfen ... Man darf bei Arnold Zweig gewiß ſein, daß er mit ſeinem eigenen Stil bereits auf dem beſten und kürzeſten Wege zu imponierender Höhe iſt Er gehört zu jenen Auserwählten, die mit jedem neuen Werke neue Spannung erwecken und neue Freunde finden.

Berliner Tageblatt: Arnold Zweig erweiſt von neuem ſein Erzählertalent, das ebenſo kräftig in der Wirkung wie zart in der Darſtellung iſt. Er packt den Leſer ſofort mit dem Stoff, den er ſich mit einem dramatiſch geſchulten Blick wählt, aber er vermeidet es dann, die Wirkungen mit harter Hand herauszuarbeiten. Mit weicher Empfindung legt er die Beweggründe der handelnden Perſonen klar, und ſeinen Geſtalten wird im Glück und Unglück unſer Mitgefühl ſicher.

Berliner Zeitung am Mittag: ... Und es iſt ein Geſchichtenbuch, ein Buch der Geſchichten, wie es nicht oft als reife und mannigfaltige Sammlung aus einer einzelnen Feder gleichwertig unter Älteres und Anerkanntes tritt. Bunt und vielgeſtaltig iſt das Buch, Von der Schwüle quälender Lebenspein, die in geſuchter Wortpflege die laſtende Stille vor dem Wetter ebenſo wie ſeine ſturmzerpeitſchte Erfüllung malt, bis zur heiter tändelnden Verulkung ehrbartuenden Bürgertums zieht Zweig alle Regiſter der Empfindungen, die den Menſchen in den Kaſten Geſellſchaft ſperren, und zwiſchen die photographiſch getreuen Bilder der uns umgebenden Zeit ſetzt er farbig gemalte Miniaturen aus ver-

ſunkenen Jahrhunderten. Überall erfreut die ſorgfältige Pflege der Sprache, die behutſam geformt und modelliert und doch dabei nicht zum toten Gegenſtand abgeſchliffen wird, ſondern als lebenſprühendes Kunſtwerk leuchtet und funkelt.

Voſſiſche Zeitung, Berlin: Dies ſind pſychologiſche Novellen von hohem Wert, zart gemalt, voll feiner Übergänge.

Fremdenblatt, Wien: Wie eine melodienreiche poetiſche Kompoſition klingt die neue Schöpfung Arnold Zweigs an unſer lauſchendes Ohr. Wundervolle Töne, feſſelnd in der Gleichheit ihres Klanges, die verſchiedenſten Motive behandelnd, Ideenreichtum, Weltkenntnis, Phantaſie bergend! Ein Gedankenwerk, dem man volle Anerkennung zollen muß Es hebt in höhere Regionen, befreit uns für Stunden von aller irdiſchen Laſt und läßt die Irrgänge des Lebens ins Schattenhafte gleiten. . . Zweig iſt ein Dichter von feiner intereſſanter Eigenart, er plaudert mit Intelligenz leicht und flüſſig dahin, einem ſprudelnden nie verſiegenden Quell gleich, der waſſerklar über die Kieſel des Verſtandes gleitet, mit ſich ſchwemmend, was zu ſeiner Entwicklung notwendig iſt, weſſen er bedarf, um ſich zu einem rauſchenden Strome zu formen.

Neues Wiener Tagblatt: Zweig iſt ein Virtuoſe auf dem ſchwierigen Inſtrument der Sprache und blickt tiefer als mancher. Die Stoffe, die er wählt, ſind durchweg außergewöhnlich und dem Banalen weit entrückt. Starke unleugbare Eigenart ſpricht ſich in ſeinem Gedankengang und in der Art der Expreſſion aus. Ganz ohne Empfindung, ohne ein Mitklingen zu verſpüren, kann wohl niemand dieſes Buch leſen. Im Vorjahre erhielt Zweig den Kleiſtpreis, und man muß ſich neuerlich geſtehen, daß dieſe Auszeichnung einen Würdigen traf.

Berliner Börſencourier: Hier ſind zwölf kleine Erzählungen vereint, ſehr mannigfach ihren Stoffen nach, aber einheitlich in der Sprache, die Straffheit des Ausdrucks mit plaſtiſcher Klarheit paart. Es ſind die Erzählungen eines ſtiliſtiſch gut erzogenen Autors, von einem verhaltenen funkelnden Schliff und Feuer, im Grunde aber doch von beherrſchter künſtleriſcher Gelaſſenheit. Dieſe Erzählungen, denen zumeiſt etwas Anekdotiſches anhaftet, feſſeln durch die Gepflegtheit ihres Stiles, ſind niemals oberflächlich und von einer ſeeliſchen Atmoſphäre durchflutet, die mitunter leiſe an das letzte innere Weſen der gezeichneten Menſchen rührt.

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Heſſe & Becker, Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

10/24/42 50/676 [illegible]
[illegible]
833.8
Z97ge

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.